Aus der öffentlichen Leihbibliothek von

Herm. Buchinger in **Wien**

Fünfhaus, Schönbrunnerstrasse Nr. 6
(Administrationsgebäude der Westbahn.)

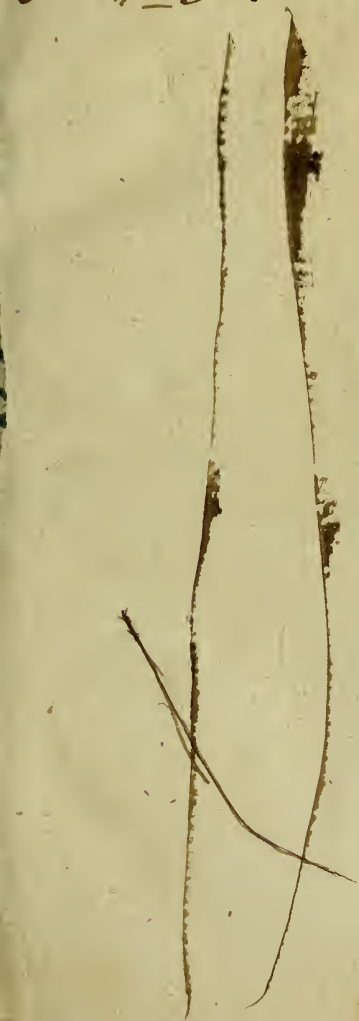
Bücher in allen Sprachen und aus jedem Fache.

Für ein Werk.		Zwei Werke gleichzeitig.	
Einlage	fl. 2.—	Einlage . . .	fl. 3.—
für 1 Monat	—.85	für 1 Menat	1,35
„ 3 „	2.30	„ 3 „	3.60
„ 6 „	4.60	„ 6 „	7.20
„ 1 Jahr	8.70	„ 1 Jahr	13.70

Drei Werke gleichzeitig.		Vier Werke gleichzeitig.	
Einlage . . .	fl. 4.—	Einlage . . .	fl. 5.—
für 1 Monat	1.80	für 1 Monat	2.25
„ 3 „	4.80	„ 3 „	6.10
„ 6 „	9.70	„ 6 „	12.20
„ 1 Jahr	18.30	„ 1 Jahr	23.—

☞ Es wird freundlich ersucht, die Bücher weder zu beschmutzen, noch zu beschädigen, weder mit Bleistift noch Tinte Bemerkungen hinein zuschreiben, keine Einbüge in die Blätter (sogenannte Eselsohren) zu machen, indem die Bücher stets genau untersucht werden, und in diesem Falle derlei Bücher von dem betreffenden Leser ersetzt werden müssten. Einsichtsvolle Leser wissen ja von selbst, dass man fremdes geliehenes Gut schonen müsse.

H. № 22. 1870



Die

heilige Eiche

und

andere Erzählungen aus dem Mittelalter

von

C. Hildebrandt.

A. BACHMANN'S LEIHBIBLIOTHEK * in WIEN *

Quedlinburg und Leipzig, 1825,

bei Gottfried Basse.

RBR
Jamz
#745

Die

heilige Eiche.

Kaiser Heinrich der Vierte, dessen Regierung nicht zu den ruhigern und beglückenden gehörte, hatte in der Gegend des Thüringer Waldes und des Harzes den Befehlshabern seiner Armee alle Willkühr über die Sachsen und Thüringer gestattet; und es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, wie sehr diese Mächtigen des Kaisers das unglückliche Land mitnahmen. Die Unterthanen behielten kaum noch ein geringes Eigenthum; ihre Heerden wurden von Heinrichs Kriegern weggetrieben, ihre Saaten wurden von diesen geerndtet, neue, ganz willkührliche Auflagen wurden gemacht und durch Mißhandlungen von dem immer ärmer werdenden Volke erpreßt.

Um jeden Funken einer Rebellion gleich bei seinem ersten Entstehen zu unterdrücken, wurden auf allen Bergen Schlösser und Castelle angelegt, deren Besatzungen wie Raubthiere auf Vorüberreisende und Arbeitende lauerten, jene dann beraubten und diese nicht selten auf das unmenschlichste mißhandelten, wenn etwa ein Raub mißlang oder zu unbeträchtlich schien. Jeder der Unglücklichen, der nur entfernt eine Klage oder gar eine Drohung verrieth, wurde in das Verließ einer der Burgen geworfen, wo er meistentheils erbärmlich endete. Vergebens waren die Beschwerden des unglücklichen Volkes bei dem Kaiser; der Monarch war einmal gegen dies treffliche aber unterdrückte Volk aufgebracht; selbst der treffliche Burggraf Meinfried, der sich der Unterdrückten annahm; der, um sie zu retten, eine Gesandtschaft an den Kaiser übernahm, wurde mit Kränkung zurückgewiesen.

Bis auf einen gewissen Punkt darf ein Tyrann es wagen, nach Willkühr über ein überwundenes Volk zu freveln, bis auf eine gewisse Stufe darf er es versuchen, was eine

sonst edle Nation sich bieten läßt; — wird diese Stufe überschritten, dann wacht ein solches Volk auf, das Leben und das Eigenthum verliert in seinem Werthe, mit Freuden setzt es beides auf das Spiel. Große Kräfte entwickeln sich plötzlich, eine Menge Hülfsmittel zeigen sich da, wo man früher keine vermuthete; alles wird in der Hand eines so aufgeregten Volks zur Waffe, und der schönste Sieg belohnt dann den Eifer für Freiheit. — Die Geschichte der alten und der neuen Zeit liefert hierzu die redendsten Belage.

Wahrscheinlich befürchtete Heinrich der Vierte einen Auftritt von dieser Art. Die Geschichte jenes edlen Volkes konnte ihm nicht unbekannt seyn. Die Kriege, die sein Vorfahr Karl der Große gegen Wittekind führen mußte, und der tapfere Widerstand, den die Sachsen leisteten, ließen ihn um so eher einen unglücklichen Ausgang befürchten, je mehr er einsah, daß er kein Karl der Große war. Weiser, wenigstens väterlicher hätte er gehandelt, wenn er die nicht unbilligen Forderungen eines Volkes erfüllte, das in diesem

Fall mit grenzenloser Treue ihm ergeben gewesen wäre. So aber folgte er eigennützigen Räthen, machte ein Bündniß mit Canut, dem Könige von Dänemark, und wies die Abgesandten der Sachsen, welche die Absicht dieses Bündnisses bald errieth en und um Frieden bitten ließen, mit unwürdiger, schnöder Behandlung ab.

Gerade dies war der letzte Ruck, der den Faden der Geduld der unterdrückten Sachsen und Thüringer sprengte. Jetzt griffen sie zu den Waffen und ein blutiger Krieg war die Folge der stolzen Tyrannei des Kaisers. Die Erzählung dieses Krieges gehört hier weiter nicht her, als in so fern sie in die Geschichte Ottos und Irmengards, der beiden Helden dieses Gemäldes, eingreift. —

Auf der nördlichen Seite des Harzgebirges, zwischen den beiden Städten Goslar und Osterwiek, liegen an dem kleinen Fluß Radau die Ruinen einer der merkwürdigsten alten Burgen, der Harzburg. Die Anhöhe, auf der sie sich finden, heißt der Burgberg, und ist merkwürdig wegen der schönen weiten Aus-

ſicht in die nördlich liegenden Ebenen des jetzigen Herzogthums Braunſchweig. Aber noch ungleich merkwürdiger iſt dieſe, jetzt faſt hingeſchwundene Ruine, wegen ihrer Geſchichte. Noch ehe Karl der Große hier mit dem Schwerte in der Hand die Religion des ewigen Friedens predigte, hatten die Alt-Sachſen auf dieſem Burgberge eine Art von Caſtell, weniger aus kriegeriſchen Abſichten, als vielmehr um den erſten ihrer Götzen, den Krodo, zu ſchützen, deſſen Altar im Thale unter der heiligen Eiche ſtand. Nur wenige, von Prieſtern und Barden bewohnte Hütten ſtanden hier, aber deſto volkreicher war das Thal, wenn die Feſte Krodo's von den entfernteſten Gegenden her die Sachſen zuſammen riefen.

Jenes Götzenbild war eins der erſten, die Karl der Große zerſtörte. Die Hütten der Prieſter wurden eingeäſchert; nur jene heilige Eiche wurde verſchont. Jenes Caſtell auf dem Burgberge wurde abgebrochen, auf ſeinen Trümmern wurde eine Capelle erbaut, zu der, nach dem Plane des Kaiſers Karl,

die nunmehr mit Gewalt zum Christenthum gezwungenen Sachsen wallfahrten mußten. Fast anderthalb Jahrhunderte stand diese Capelle, als die Heerführer Heinrichs des Vierten diese, die ganze umliegende Gegend beherrschende Anhöhe zu einer kriegerischen Burg passender glaubten. Ein sehr festes Schloß wurde hier angelegt, und um dies desto fester zu machen und schon den Angriff desselben von weitem her zu erschweren, wurde, eine Stunde Weges davon entfernt, die sogenannte Stapelnburg angelegt. Beide Burgen gehörten hauptsächlich zu den Geißeln des unterdrückten Sachsenlandes, und beide waren es vorzüglich, um deren Demolirung die Sachsen den harten unerbittlichen Kaiser Heinrich vergebens baten.

Jener Krieg, dessen im Anfange dieses Gemäldes erwähnt ist, war jetzt beschlossen. Die Sachsen hatten dem Kaiser den Gehorsam aufgesagt, und erwarteten nicht nur gerüstet seine Ankunft, sondern gingen sogar gerade auf Goslar los, wo der Kaiser sich damals aufhielt. Das Unerwartete dieses Angriffs,

setzte Alles in Schrecken; Alles suchte Sicherheit und selbst der Kaiser entfloh mit allen seinen Schätzen nach der festen und uneinnehmbaren Harzburg. — Jetzt sah der getäuschte Monarch, daß er's nicht bloß mit einem zusammengelaufenen Haufen Gesindels, sondern mit Männern zu thun hatte, die nach einem festen Plane handelten. Diese zu hintergehen, ließ er die schmeichelhaftesten Friedensvorschläge thun, die er nicht halten, und durch die er sie nur einschläfern wollte, um mit desto mehr Sicherheit entfliehen zu können. — Die Sachsen sahen seinen Plan durch, verdoppelten ihre Posten und glaubten nun alles gethan zu haben, wenn sie den einzigen, zu der Burg führenden Weg hinlänglich besetzten. —

Auf der Harzburg wohnte damals als Gaugraf der Ritter Anselm, ein um desto treuerer Anhänger des Kaisers, je mehr er diesem Monarchen den Besitz der Burg und der umliegenden Gegend zu verdanken hatte. An ihn wandte sich der besorgte Kaiser zuerst, und bat denselben, ihm zum glücklichen Ent-

wischen aus der vom Feinde eingeschlossenen Burg behülflich zu seyn. Gern und willig erbot sich Anselm dazu. Ihm waren alle Felsschluften aufs genaueste bekannt; mehr noch seinem Jäger, einem kühnen, gewandten Jüngling. Dieser letztere übernahm das gewagte Unternehmen. An einem Seile ließ er sich hinab, um erst die Kleinodien und Schätze des Kaisers in dem dicken Walde zu verbergen; dann mußte der Kaiser, und mit ihm seine vertrauetesten Freunde, der Herzog Berthold von Kärnthen und die Bischöfe von Osnabrück und Zeitz, auf eben diese Art folgen. Drei Tage brauchte der gewandte, kundige Jäger, ehe er die Flüchtlinge durch den überall besetzten Wald, nach Hirschfeld in Hessen brachte.

Noch immer glaubten die aufgebrachten Sachsen den Kaiser in der Burg; noch immer hatten sie Hoffnung, mit nächstem jene Feste einzunehmen und den Kaiser in ihrer Gewalt zu haben, als sie seine Flucht erfuhren. — Sie wurden wüthend über diesen, ihnen gespielten Streich; ein furchtbarer Angriff

auf die Burg war die erste Folge, und — mochten gleich Tausende der Ihrigen unter dem Felsen bluten, so drangen doch ihre Brüder über die Leichen der Gefallenen vor. Die Mauer wurde erstiegen und ein gräßliches Blutbad bewies, wie die Rache in ihrem Herzen glühete. Anselm, der Besitzer jener Burg, war einer der ersten, der unter dem Schwerdte der Sachsen fiel. Noch vor seinem Tode hatte er das schreckliche Loos, die aufsteigenden Flammen der nahen Stapelnburg zu sehen, auf welcher einer seiner besten Freunde, der Ritter Wipprecht, wohnte. Fast in einem Augenblick waren beide Burgen von den Sachsen angegriffen und beide Anführer der Angreifenden wetteiferten im schrecklichen Kampfe, wessen Haufen zuerst die Mauern der Burgen ersteigen würde. Auch Stapelnburg wurde jetzt ein Aschenhaufen, mit dem Blute der Gemordeten bespritzt. — —

Anselms Gemahlin, Elisabeth, und Wipprechts Gattin, Marie, waren die vertrauetesten Freundinnen. Beide waren es weniger durch die Nähe ihrer Wohnplätze,

oder durch den bloßen Umgang — beide waren es durch ihre edle Denkungsart. Manche Thräne über das harte Schicksal des unterdrückten Volks war über ihre Wangen geflossen; oft hatten beide für Gemißhandelte gebeten; oft sie mit Pflege und Erquickung unterstützt, wenn die Armen verlassen im Burgverließ wimmerten. Aber vergebens. Ihre Gatten waren harte gefühllose Krieger; sie hörten kaum auf die Bitten der Theilnehmenden; desto mehr thaten dies die Unglücklichen selbst, denen es nicht unbekannt blieb, mit welcher Güte jene beiden edeln Weiber sich ihrer annahmen. —

Die Harzburg stand jetzt in voller Gluth, krachend stürzte ein Gebäude nach dem andern nieder; furchtbar heulte die vom Sturme getriebene Flamme; noch furchtbarer das Schreien der Mordenden, das Angstgeschrei der Sterbenden. Elisabeth saß, ihren Tod erwartend, im Zimmer an der Wiege Otto's, ihres einzigen Kindes, eines Knaben, der etwas über ein Jahr alt war. Unbefangen lag der Unschuldige da, mit kindlicher Auf-

merksamkeit das Toben hörend — mit kindlicher Neugierde durch das Fenster die Flamme betrachtend, die blutroth von dem gegenüber stehenden Gebäude aufstieg. Elisabeth wußte nicht, was sie thun sollte.

Oft versuchte sie es, die Thür zu gewinnen — das Toben und Rufen auf dem Vorsaale schreckte sie jedesmal zurück; sie wollte ihr Leben wenigstens noch auf Augenblicke retten. Da zertrümmerte ein gewaltiger Schlag die Thür; ein bewaffneter Sachse trat ein — Elisabeth sah dem letzten Augenblick ihres Lebens entgegen. Sie war gefaßt auf alles. Aber wie wurde ihr in dem Augenblick, da der Sachse sein blutiges Schwerdt einsteckte? da er der Zitternden die Hand reichte? da er sie anredete: „Ihr habt nichts zu fürchten, edle Frau. Ihr seyd meine Wohlthäterin gewesen, da ich hier als Gefesselter seufzte. Hätte Euer Gemahl so gedacht wie Ihr — bei Gott! Harzburg stände noch! Jetzt ists zu spät. Aber Ihr sollt gerettet werden. Nehmt mit, was Euch das Liebste ist, und folgt mir getrost!" —

Elisabeth fand nichts der Rettung so werth, als ihr Kind. Sie riß den Knaben auf, der mit Bewunderung den fremden Mann anblickte, ohne Furcht zu verrathen; dann nahm sie einige Kleinodien und Geld, band dies in wenige Kleidungsstücke und so ging sie mit blutendem Herzen über rauchende Trümmer und blutige Leichen, geschützt von dem dankbaren Krieger, den steilen Fußsteig hinab ins Thal, das sich vor ihr ausbreitete.

Es war dies eben jenes Thal, in welchem Krodo's Altar einst stand; mitten durch dasselbe zog sich das Flüßchen, auf dessen gegenüberliegendem Ufer eine mit Eichen und Tannen besetzte Anhöhe sich erhob, über der eine himmlhohe Felsenwand sich thürmte. Unter jener, am Eingange des Thales stehenden heiligen Eiche, die Karls Art verschont hatte, setzte sich die vom Schrecken erschöpfte Elisabeth nieder. Der Schall der schmetternden Trompete rief den, Elisabeth beschützenden Krieger zur Burg zurück.

Die Gerettete hatte nicht einmal Zeit,

ihm mit Worten zu danken; ihr Herz that es desto wärmer. Hier saß nun die Verlassene; die Freude, sich gerettet zu sehen, schwand um ein Großes, wenn sie sich das Bild der Zukunft, die so schrecklich ihr entgegen drohte, entwarf. Ihre Thränen fielen auf Otto, der neben ihr mit des Rasens Blumen spielte. Sie fühlte in ihren Nerven, was dieser furchtbare Auftritt ihrem Leben schaden würde. Gern würde sie ihren Tod als ein Geschenk erbeten haben, wäre Otto nicht gewesen, der sie mit allmächtigen Fesseln an das Leben zurückhielt.

Einsam saß sie hier; dumpf schallte aus der Ferne der Lärm des eingeäscherten Wohnortes, wie ein Gewölk ruhete der Rauch auf dem Kamme des Gebirges. In nahender Verzweiflung richtete Elisabeth den Blick auf; da gewahrte sie im Thale eines kleinen Hauses, das in einer Felsenschluft stand. Neben ihm war ein Altar, geschmückt mit einem Crucifix; ein betender Eremit knieete vor dem Steine. Elisabeth faßte neuen Muth; sie fühlte den Werth des Gedankens: im Schutze

dieses frommen Klausners wider den neuen Anfall solcher Feinde sicher zu seyn, die es vielleicht nicht wußten, wie edelmüthig sie sich der Unglücklichen angenommen hatte.

Entschlossen, den Klausner um Schutz zu bitten, nahm sie ihr Kind auf die Arme und ging so auf jene Hütte hin. Schon von weitem bemerkte sie der Eremit — er stand auf von seinem Gebete und ging den Ankommenden entgegen. Er ließ es sie nicht einmal sagen, was sie wollten. — „Ich kenne Euch, edle Frau," sagte er. „Ihr seyd der Schutzengel so manches Unglücklichen gewesen. Ich will der Eurige seyn. Folgt mir in meine Hütte. Euere Gegenwart ist um so nöthiger, da Ihr einer andern Edlen, Marien, Wipprechts von Stapelnburg Gemahlin, zu Hülfe kommt." — Erschrocken aber freudig fragte Elisabeth: „Maria? Maria ist hier? Ist sie krank?" — „Nein; sie wird jetzt Mutter und Niemand ist da, der ihr Beistand leistet. Und sie war immer so edel, so gut!" — Mit einem zu entschuldigenden Ungestüm warf Elisabeth ihr Kind in des Klausners Arme

— lächelnd blickte der Knabe den bärtigen braunen Mann an. Sie selbst eilte in die Hütte. Eine hellweinende Stimme überzeugte sie, daß jenes große Werk vollbracht war, ein neugebornes Mädchen lag neben der ohnmächtigen Maria auf dem Lager von frischem Laube. —

Elisabeth vergaß die brennende Burg; der Blick auf das schöne Kind verdrängte alle jene schrecklichen Bilder — sie nahm es, sie drückte es an ihr Herz, als wäre es ihr Kind. Freudenthränen flossen aus ihren Augen, als Maria sich erholte und wie eine Träumende bald auf ihr Kind, bald auf ihre Freundin blickte. Mit matter Stimme bezeugte sie ihre Freude, mit schwacher zitternder Hand versuchte sie es, die Hand ihrer Freundin zu drücken. Elisabeth half ihr in ihren Umständen. Maria hatte sich jetzt um ein Großes erholt; nur war sie nicht im Stande, der Freundin zu erzählen, wie sie hieher gekommen, wie sie aus der brennenden Stapelnburg gerettet war. Elisabeth rief den Eremiten — theilnehmend trat dieser ein.

Weinend bewillkommte er das Kind in seiner Klause. Von ihm erfuhr Elisabeth die Geschichte der Rettung ihrer Freundin. Auch sie war gerettet durch die Dankbarkeit eines, dem sie Trösterin in seiner Gefangenschaft gewesen war. Auch sie hatte nichts als das Leben gerettet. Aber wie bald vergaß sie ihre Reichthümer, die ein Raub der Flamme, eine Beute der Feinde wurden, da sie sich reich in ihrer Mutterwürde fühlte, da sie ihr erstgebornes einziges Kind an ihre Brust drückte. Tröstend stand der fromme Klausner an ihrem Lager.

Sein edles Herz hatte Grundsätze genug, Marien zu beruhigen, wenn etwa ein trübes Fältchen auf ihrer Stirn es bewies, daß sie für die Zukunft etwas besorgter, als sonst in den Tagen des Wohlstandes sey. Dann ging er in den Wald, nährende Früchte und Wurzeln, erquickende Pflanzen und Blumen zu suchen; — er war das Muster eines sorglichen Vaters für seine Töchter. Vier oder fünf Tage waren vergangen; Marie befand sich so wohl, daß sie ihr Lager verlassen und

auf dem, durch Bernards Aufmerksamkeit jeden Morgen mit frischen duftenden Blumen und Kräutern bestreueten Fußboden umher gehen konnte, als der Klausner Marien sagte, daß er heute ihr Kind taufen wolle. Maria wars zufrieden. Bernard nahm das Kind auf seinen Arm. Elisabeth mit ihrem Otto mußten ihn begleiten. Sie gingen nach jener heiligen Eiche, unter deren Wurzeln ein Bächlein entspringt. Hier betete Bernard für das Kind und dann taufte er es, dem Kinde den Namen Irmengard beilegend.

Elisabeth wunderte sich über diesen Namen. — „Gönnt es mir, daß ich diesen Namen höre!" sagte Bernard. „Einst war er mir zu theuer. Auch dir, mein Kleiner" fuhr er zu Otto fort, „wie dir, Irmengard, wird dieser Name, wie diese heilige Eiche einst merkwürdig werden. Ich lese es im Buche eures Schicksals." — Die fromme redliche Miene, mit welcher Bernard dies sagte, söhnte Elisabeth ganz mit der Wahl des Namens aus. Sie ging zur Klause zurück; freilich wunderte sich Marie über den Namen, den ihre Toch-

ter führen sollte; er schien sie an den alten Aberglauben der frühern Bewohner des nördlichen Deutschlands, an die Irmensäule zu erinnern.

„Doch," setzte sie hinzu, „meine Tochter ist Christin, mag der Name noch so heidnisch klingen. Wir müssen den alten Greis als unsern Vater ansehen, und, was wäre aus mir Unglücklichen geworden, hätte er mich nicht unter jener Eiche gefunden; hätte er mir nicht ein Plätzchen in seiner Klause eingeräumt!" —

Wenig Auffallendes hat die Geschichte der ersten Erziehung eines Menschen, besonders, wenn die Erziehung das Werk eines Klausners ist. Elisabeth und Maria, die niemand mehr auf der weiten Gotteswelt hatten — Gatten, Brüder und Freunde waren entweder bei der Zerstörung der beiden Burgen geblieben, oder bluteten nachher in jener großen Schlacht am 9ten Juni 1075 bei Nägelstedt an der Unstrut. Gern entschlossen sie sich, eine Hütte als ihre Wohnung und Eigenthum anzunehmen, da der Greis ihnen

diese erbaute. Bernard fühlte sich ruhiger und glücklicher, da er diese beiden frommen edeln Mütter bei sich wußte; aber noch glücklicher und wehmüthig froher machten ihn Irmengard und Otto. —

In den Stunden, die Andacht und Arbeit dem Retter frei ließen, erfuhren Maria und Elisabeth die weitere Geschichte des Klausners. Er gehörte nicht zu der niedern Klasse derer, die, ihr Leben in frommen Aberglauben, in Unthätigkeit hinzubringen, das harte Loos eines Klausners wählten. Bernard war in seiner Jugend am Hofe des Herzogs Albert von Sachsen ein vielgeltender, ein noch mehr versprechender Ritter gewesen. Jeder hatte seine Vorzüge bemerkt; viele mit Scheelsucht und Neid, wenige mit Achtung und Liebe. Unter den letztern war Irmengard, des Herzogs Schwester. Bernards Aeußeres konnte ihr um so weniger gleichgültig seyn, da sein edles Betragen dies hob; da seine Tapferkeit und seine Einsichten ihn dem Herzoge unentbehrlich machten. Er war es, dem Albert mit ausgezeichneter Freundschaft be-

gegnete; ganze Tage war er im Zimmer mit ihm. Alle Reisen machte der Herzog in Begleitung seines Freundes.

Längst schon hatte Bernard die sanfte schöne Irmengard im Stillen geliebt; aber nie kam dies Geständniß über die Lippen des bescheidenen Jünglings. Im Stillen liebte und litt er. Gerade so war es mit Irmengard. Auch sie liebte den trefflichen Jüngling Mit Sehnsucht hing ihr Auge an ihm. Aber der Stolz ihres Bruders, eine gewisse Achtung ihres fürstlichen Standes und besonders die öfteren Aeußerungen ihres Bruders, daß Irmengard die Gattin des Herzogs Bretislaus von Böhmen werden solle, hielten jede Neigung zu dem schönen liebenswürdigen Jüngling zurück. Niemand, selbst ihre Vertrauten nicht, wußten die stumme Liebe. Ihr Herz litt, aber es litt edel. Keine Klage vertieth es; nur ungesehen flossen Irmengards Thränen, wenn sie den rohen, wilden, menschenfeindlichen Bretislaus mit dem bescheidenen, sanften und edlen Bernard verglich. — Jener

Tag, der sie auf ewig an den Verhaßten fes-seln sollte, war schon bestimmt.

In frommer Ergebung sah ihm Irmen-gard entgegen. Mit Fleiß vermied sie es, den Ritter zu sehen, und nie weniger als jetzt verrieth eine Thräne, eine Klage das, was ihr Herz so unglücklich machte. Nur eine Freundin wurde die Vertraute ihres Kummers; diese war die Aebtissin des, nahe an der Residenzstadt Meissen liegenden Klo-sters der heiligen Afra. Hierher begab sich Irmengard oft, hier lag sie oft stundenlang vor dem Altare, die Heilige um Achtung für den, ihr bestimmten Gatten, und um Aende-rung seines wilden, rohen Herzens bittend. So lag sie auch heute vor dem Altare. Ihr Herz war zu beschäftigt mit dem Gegenstande, der ihm der wichtigste war, als daß es nicht durch lautes Gebet seine Empfindungen hätte verrathen sollen.

Die arme Fürstentochter wußte nicht, daß die Aebtissin in der Kirche war, daß diese das Gebet höre, daß diese nun mit einenmale dem Kummer Irmengards auf den Grund

kam; sie nahe sich ihr. Erschrocken stand die Arme auf; jenes unglückliche Geheimniß war verrathen, und im traulichen, tröstenden Gespräch erfuhr die treffliche Aebtissin, daß Irmengard den Ritter Bernard liebe. — „Und Ihr habt ihm Eure Liebe nicht entdeckt?" fragte die Aebtissin.

„Nie! Auch Bernard hat nie durch ein Wort verrathen, wie werth ich ihm bin. Aber tausend kleinere, wenig ins Auge fallende und meinem Herzen nur verständliche Beweise habe ich davon, daß er mich liebt." —

„Ich fürchte viel — ich fürchte alles für Euch, Irmengard. Eures Bruders unbeugsamer Stolz sein einmal gegebenes Wort — ich fürchte Euer Unglück." — Irmengard stand weinend da. „Was thue ich?" fragte sie ängstlich.

„Vielleicht — doch nur vielleicht rührt eine aufrichtige Vorstellung das Herz Eures Bruders. Gebraucht keine Mittelsperson. Entdeckt Euch selbst ihm; es ist möglich, daß er auf seine einzige Schwester Rücksicht nimmt. Nur — sagt es ihm allein. Enthüllt ihm

Euer ganzes Herz. Mag der Herzog noch so hart seyn; ich erwarte viel von einem aufrichtigen Geständniß." —

Freilich sagte hier die Aebtissin vieles gegen ihre eigene Ueberzeugung, indeß Irmengard verließ die Kirche getrösteter. Jene Aeußerungen der Freundin hatten mehr zu ihrer Beruhigung beigetragen, als das Gebet. —

Sie ging nach dem Schlosse zurück, wo sie ihren Bruder mit dem Herzoge von Böhmen antraf. Beide waren heiter. Irmengard benutzte eine Stunde, in der Albert allein war. Jetzt schüttete sie ihr ganzes Herz aus.

Aber — wie mußte die Arme erschrecken, da der Herzog, der mit erzwungener ruhiger Miene die Wünsche seiner Schwester nach Bernards Hand angehört hatte, mit Donnerstimme auffuhr, daß dies Geständniß dem Ritter Bernard den gewissen Tod, ihr aber bei längerer Weigerung ein ewiges Gefängniß zuziehen würde. Wie eine Verbrecherin stand die Unglückliche zitternd da, mehr für Bernards Leben als für das ihrige fürch-

tend. Wie eine Verbrecherin nach dem Todesurtheile, verließ sie wankend das Zimmer. Einsam und nichts als ihr grenzenloses Unglück fühlend, stand sie auf ihrem Gemach am Fenster, als ein ungewöhnlicher Auflauf sie aufmerksam machte. Sie sah dahin. Der Ritter Bernard wurde gefesselt nach dem Gefängnisse gebracht, in welchem die zum Tode Verurtheilten aufbewahrt wurden. Ohnmächtig sank sie nieder.

Erst nach einigen Stunden erholte sie sich in den Armen der Frauen, die sie zum nahen Vermählungsfeste schmücken sollten. Schwach genug, und mehr, um Bernards Leben zu retten, gab sie dem ungestümen Willen Alberts Gehör und wurde Bretislaus Gattin; büßte aber schon nach einigen Monaten im frühen Grabe ihre zu große Nachgiebigkeit gegen Albert. —

In seinem Kerker schmachtete der unglückliche Bernard, sich keines Verbrechens bewußt. Noch hatte ihm niemand entdeckt, weshalb er im Gefängniß sey. Nach einigen Tagen wurde ihm die Ursach bekannt gemacht,

und des Herzogs Eifersucht, verbunden mit Alberts Stolze, waren die Gründe, aus denen man mit dem Verbrechen selbst dem Unglücklichen den Tod ankündigte. Irmengard selbst durfte es nicht wagen, für ihn zu bitten.

Mit festem Muth hatte Bernard sein Todesurtheil angehört. Keine Aeußerung über seine stille Liebe zu des Herzogs Schwester, noch weniger eine Bitte um sein Leben kam aus seinem Munde. Beschäftigt mit dem ernsten Gedanken an seinen nahen, und aus des Herzogs Denkungsart, nur zu gewissen Tod, saß er einst in der Nacht auf seinem elenden Lager, als über ihm ein Geräusch entstand. Er sah hin. Die Stäbe des hohen Fensterchens wurden zerbrochen, eine Strickleiter fiel herab, ein kleines beschriebenes Papier enthielt den Rath zu entfliehen und am Ufer der Elbe neben einem Fischerhüttchen das Weitere zu erwarten. Das mit herabgelassene Licht gab ihm Gelegenheit, das Papier zu lesen. Bernard vernichtete es, bestieg die Leiter und kam unter dem deckenden Mantel der Nacht an jenen bestimmten Ort.

Hier hielt ein, dem Anscheine nach unbedeutender Reiterknecht zwei Pferde. Bernard mußte das eine besteigen. Ohne daß der Begleiter ein Wort sagte, führte er den Befreieten nach einem kleinen Orte, Mügeln. Hier stand ein Wagen. Bernard mußte ihn besteigen. Jener erste Führer verließ ihn, ohne ihm ein Wort zu sagen, und nie erfuhr Bernard, wer sein Retter gewesen sey. Fünf Tage reisete er nun mit mehrerer Sicherheit, als er in jene Gegend kam, in der wir ihn wiederfinden. Möglich ist's, daß Albert dies alles wußte, daß er vielleicht diese Art der Befreiung seines alten Freundes selbst veranstaltete, da er sie mit seinem gegebenen Wort nie erreichen konnte. Bernard wußte dies nicht und konnte es nicht wissen. Für ihn hatte nach Irmengards Verlust das Leben keinen Reiz mehr; am wenigsten das Leben eines Ritters. Eine finstere Schwermuth nahm sein ganzes Herz ein; sein Geist neigte sich zu jener frommen strengen Schwärmerei, die ihn bewog, eine der wildesten Gegenden des Harzes aufzusuchen.

Hier bauete er sich eine Klausnerhütte, die ihn deckte; neben ihr errichtete er einen Altar zu seinem Gebete, Wurzeln und Früchte waren seine Speise; der Quell, der neben jener heiligen Eiche sprudelte, löschte seinen Durst. Niemand ahnete in ihm jenen Ritter; allgemein wurde er geachtet und selbst, als die Befehlshaber Heinrichs des Vierten in dieser Gegend manches feste Schloß anlegten, ehrten sie das kleine Eigenthum des frommen Waldbruders. —

Zwanzig Jahre hatte Bernard hier gelebt, als Elisabeth und Maria zu ihm kamen. Jener unglückliche Krieg dauerte immer noch fort; immer noch sahe man die fernen Rauchsäulen eingeäscherter Städte und Dörfer. Selbst Halberstadt mußte es hart büßen, daß sein Bischof Buko mit den Sachsen in einem Bündniß stand. Die unglückliche Stadt wurde ein Raub der Flamme. Bis tief in das jetzige Mansfeldische und Thüringische hinein verfolgte das Heer des aufgebrachten Kaisers die Feinde. Von der wahren Geschichte erfuhren die Hüttenbewohner nichts;

denn die ganze umliegende Gegend war verheert und menschenleer. Nur das eine mußte sie auf den großen Verlust des kaiserlichen Heeres schließen lassen, daß keiner der Befehlshaber Heinrichs sich dort sehen ließ, um eine neue Burg auf den Trümmern der zerstörten zu erbauen. Gründe genug, daß sie alle ruhig, wie die Stillen im Lande vor sich hin lebten. Ihre frommen Herzen waren glücklich und verdienten es zu seyn. —

Otto war jetzt ein Knabe von zehn Jahren. Seine Erziehung war Bernards Werk. Der Greis — er war einer der kenntnißreichsten und gebildetsten an Alberts Fürstenhofe gewesen — lebte in Otto's Bildung wieder auf. Spielend brachte er ihm Kenntnisse bei, die man in den damaligen Zeiten vergebens wünschte. Otto aber war und blieb bei allen seinen Kenntnissen, im besseren Sinn des Wortes, ein Kind der Mutter Natur. Sein Körper war abgehärtet durch Arbeit. Gesundheit, durch Mäßigkeit und Arbeit erzeugt, las man auf seinen blühenden Wangen und sein blaues Auge strahlte so rein, so un-

schuldig freundlich, wie die Sonne, wenn sie durch die belaubten Aeste schien. Ihm war es einerlei, ob ihn eine Felsenschluft, ob ihn ein hohler Baum, oder die schirmende Hütte in der Nacht beherbergte. An des, sich ganz verjüngenden Greises Seite durchstrich er den ganzen Harz, bestieg den Brocken, erkletterte den Ilsenstein und andere Klippen, und war nicht vergnügter, als wenn er nach solchen Wanderungen zu Hause ankam und seiner Mutter, besonders aber Irmengard seine neuen Entdeckungen mittheilte.

Dann glühete sein Auge feuriger, wenn er ihnen sagte, daß er nun wisse, wie groß die Welt sey, indem er sie vom Gipfel jenes blauen Gebirges, des Brockens übersehen habe. Lauschend saß dann Irmengard bei ihm; sie beneidete den Knaben, und in ihrem schönen blauen, seelenvollen Auge glänzte eine Thräne. Gern hätte sie diese Unternehmungen mit Otto getheilt. Bloß die Winke der sorgsamen Mutter, daß dergleichen für sie nicht passe, — ein Wink, den Bernard unterstützte, bloß der Blick auf manche Beule

und Narbe, auf manche Schmarre, die die Dornen in Otto's Gesicht geritzt hatten, konnten die Neigung zu dergleichen Abentheuren in Irmengards Herzen unterdrücken. —

Ganz anders war und mußte Irmengards Erziehung seyn. Sie blieb ihrer und Otto's Mutter überlassen. Nur bloß dann, wenn unter jener Eiche der Greis dem Knaben die herrlichen Lehren der göttlichen Religion ins Herz goß, oder, wenn er den Schöpfer ihnen durch den Anblick der Natur zeigte, oder mit thränenvollen Augen über menschliche Schicksale sprach — dann nur nahm Irmengard Antheil. Oder, wenn Otto mit dem Greise an irgend einem Hausgeräth oder an der Vervollkommnung der Wohnung arbeitete, dann war sie seine Gesellschafterin und fühlte sich glücklich, wenn sie ihm ein Handwerksgeräth zureichen konnte. Bernard hatte, statt jener kleinen Hütte, ein größeres, bequemeres Haus erbaut. Ein kleines Gärtchen lag daran, von Otto's und Irmengards Hand bepflanzt.

Bernard hatte für einige Schafe gesorgt, die Irmengard mit mütterlicher Sorglichkeit

pflegte. Jene Eiche war der Lieblingsplatz. Bernard hatte sie eines Theiles ihrer rauhen Borke entledigt, und auf der glatten Fläche prangten, wie auf einem, Wappenschilde die Namen beider Kinder. Wer sie übrigens waren, wußten sie selbst nicht; der Greis war ihnen Vater, Marie und Elisabeth ihre Mutter — und etwas Weiteres zu wissen, hielten sie für überflüssig, obgleich selbst auf Bitten der beiden Mütter Bernard eine treue und genaue Geschichte von beiden entworfen, diese auf eine Thierhaut geschrieben und sie so in dem Innersten des Altares verborgen hatte.

So vergingen mehrere Jahre, für Irmengard in häuslicher Thätigkeit, für Otto im Gebrauch der Waffen. Bernard war hierin sein Lehrer; Elisabeth sah dies gern; denn Bernard hatte es sich einmal zum Grundsatze gemacht, den Knaben zu dem zu bilden, was sein wahrer Stand von ihm heischte. Otto sollte einst als Ritter auftreten. Bernard selbst wollte ihn in seinem sechzehnten Jahre an irgend einen Hof bringen. Wußte er doch im voraus, daß er Ehre

mit ihm einlegen würde; kannte er doch die Festigkeit des edeln Herzens seines Zöglinges, kannte er doch seine Liebe zur Rechtlichkeit und seine Grundsätze der Tugend zu gut, als daß er das Laster mit aller seiner List, mit allen seinen Schlingen als gefährlich für Otto hätte halten können. Mit Wehmuth gedachte er freilich an jene Trennungsstunde. Manche Thräne drängte sich zwischen den silberfarbenen Wimpern hervor, wenn er Otto mit dem Gedanken ansah, daß er sich bald von ihm werde getrennt sehen. Der fromme Greis! ach er wußte nicht, daß diese Prüfungsstunde für ihn so bald schlagen werde! —

An einem schönen Herbstmorgen gingen beide, Bernard und Otto, über die Radau hinaus, bis in jenes Thal, das die größere Oker durchströmt. Der Nebel des herbstlichen Morgens sank immer tiefer und dichter in den Thälern; die Gipfel der Berge ragten, von den Strahlen der Morgensonne vergoldet, hervor, über ihnen breitete sich die schöne blaue Decke des reinsten Himmels aus. Der Tag schien einer der heitersten zu werden,

und eben so heiter gingen beide im traulichen Gespräch am Ufer der rauschenden Oker das Thal entlang. —

Für den funfzehnjährigen Otto war der sonst sehr beschwerliche Weg ein Spaziergang; weniger war er dies für den fünfundsiebzigjährigen Greis, dem Otto oft die Hand reichen mußte, um ihn über die Granitklippen wegzuführen. Endlich erreichten beide eine mit Bäumen besetzte und von der Sonne beleuchtete Ebene; hier setzten sie sich nieder. Ermüdet schlief der Greis ein. —

„Ich habe herrlich geschlafen, mein Sohn!" sagte er bei seinem Erwachen, indem er sich umsah. „Aber, Otto! wo bist du?" — fragte er, da er den Jüngling nirgends sah. Er rief. Keine Antwort. Nur das Echo hörte er, das über den brausenden Fluß von den Klippen wiederhallte. Er verstärkte seine Stimme. Vergebens. Der Jüngling war verschwunden. — „Der Unbesonnene!" sagte er unwillig. „Gewiß ist er der Fährte eines Wildes gefolgt und vergißt, daß ich mit ihm ging!"

Die Sonne zeigte durch ihren Stand, daß die Mittagstunde schon vorüber sey. Der Greis wurde etwas ängstlich, wenn er an den weiten Rückweg durch jenes beschwerliche Thal dachte, und doch mußte der Schwache zurück nach seiner friedlichen Hütte, wollte er nicht die Herbstnacht im kalten feuchten Walde hinbringen. Sich jeden Augenblick umsehend, jeden Augenblick jenen lauten Ruf wiederholend, ging er zurück durch das Thal und kam entkräftet mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne in seiner Heimath an. Sein Blick suchte ängstlich den Vermißten; er sah ihn nicht, wohl aber Irmengard, die mit ihrer Mutter beschäftigt war, einige wilde Waldfrüchte zu einem kärglichen Abendessen zu reinigen. — „Ist Otto schon lange hier angekommen?" fragte er und eine gewisse Unruhe lag deutlich auf seinem Gesicht. — „Otto?" fragte Irmengard. „Er ging ja mit Euch? Noch ist er nicht da!" — Der unwillkührliche Ausruf: „Gott im Himmel, wo ist der Unbesonnene!" der dem Greise entfuhr; mehr aber noch die ängstliche Unruhe,

die sich stärker auf Bernards Gesicht zeigte, machten auch Irmengard ängstlich. Sie sah, wie der Greis in die Hütte zurückging. Sie merkte, daß er etwas zu verheimlichen habe; eiligst warf sie die Früchte in den Schooß ihrer Mutter; eiligst folgte sie dem Greise in die Hütte. Zitternd vor Angst ergriff sie seine welke Hand.

„Sag mir, Vater, wo ist Otto?" — „Er wird sich wohl einfinden. Er ist dort im Gebirge, während ich schlief, von mir gekommen. Gewiß hat ihn die Fährte eines Wildes abgelockt; ich hoffe, er wird bald nachkommen." — „Das hofft Ihr? Nein. Aus Eurem Gesicht lese ich, daß Ihr das Gegentheil fürchtet. Mein Otto ist verloren. Sagt mir nur, in welcher Gegend Ihr waret; ich will hin, ich will ihn suchen!" —

„Um Gottes willen, Irmengard, welcher Gedanke! Die Nacht mit allen ihren Schrecken nahet sich; höre, wie der Sturm in den Baumwipfeln saust! Finster ist's schon in dem Walde; kein Mondlicht erhellt die Wildniß!" — „Und in dem Sturme soll Otto ohne mich

seyn? Er, er sollte in der Finsterniß umher tappen, und ich sollte ihn nicht leiten? Nein, ich muß, ich will und muß zu ihm!" — Vergebens würde Bernards Gegenvorstellung gewesen seyn, hätte nicht Maria, Irmengards Mutter, das lebhafte Gespräch gehört. So hatte sie ihre sanfte Tochter noch nicht gesehen. Sie schloß gleich auf irgend einen Unglücksfall. Sie trat fragend in die Hütte. — Irmengard ließ den Greis gar nicht zu Worte kommen. Ihre erhitzte Phantasie zeigte ihr den Jüngling von einem wilden Thiere zerrissen, oder von einem Felsen herabgestürzt und zerschmettert, oder doch wenigstens als verirrt, in den Brüchen und zwischen den Klippen umherirrend. Ihre Unruhe ging in völlige Verzweiflung über. — „Nein! nein! Mutter, halt mich nicht auf. Ich muß Otto suchen; ich liebe ihn; ich kann ohne ihn nicht leben. Das Leben ist mir eine Last, finde ich ihn nicht wieder!"

Erstaunt stand Bernard da; noch erstaunter die Mutter, als jetzt Elisabeth von einem häuslichen Geschäfte zurückkam. Ir-

mengard stürzte ihr unter einem Strome von Thränen in die Arme. — „Mutter meines Otto!" rief sie, „erbarmet Ihr Euch meiner. Der Vater und Mutter wollen nicht zugeben, daß ich dem unglücklichen Otto zu Hülfe kommen darf!" — „Wem?" fragte bebend Elisabeth. „Wem? meinem Otto? Unglücklich?" — „Ja, Mutter Elisabeth, Eurem und meinem Otto! Er ist von einem wilden Thiere zerrissen! er ist von einer Klippe herab gestürzt! Er ist in eine Felsenschluft gefallen! Er ist in einem Sumpfe versunken! Er ist von Räubern erschlagen, und ich soll nicht hin, wo seine Leiche liegt! Mutter, ich muß hin! Es ist mein Otto!" — So stürmte Irmengards Empfindung und das arme Mädchen sah nicht einmal, daß Elisabeth sich ohnmächtig an Marien lehnte und von allem dem, was Irmengard sagte, nichts weiter hörte. Bernard machte sie aufmerksam darauf. — „Was du auch machst, Irmengard!" sagte er sanft und väterlich warnend. „In der nächsten Minute kann Otto eintreten und, belastet mit einem Stück Wild, es dir übel

auslegen, daß du seiner Mutter so tödtlichen Schrecken verursachst." — „Er kann! sagt Ihr. Aber wird er's thun? O Gott — ich will die härtesten Vorwürfe von Otto gern und mit Dank anhören, sehe ich ihn, ihn nur erst wieder!" — „Und wenns nicht seyn sollte, Irmengard, so vergiß nicht, daß Otto's Leben in Gottes Hand steht. Vergiß nicht, daß er es fordern kann, wenn er will, und daß Er Herr über die Art ist, wie der arme Sterbliche die Welt verlassen soll."

„Sagt Ihr, was Ihr wollt; mein Herz spricht anders. Ich liebe Otto. Er liebt mich. Uns kann und darf selbst unser Gott nicht trennen; denn unsere Herzen sind rein!" —

Es gibt Menschen, in deren Herzen Liebe entsteht und sich äußert, wenn ihnen hold das Glück lächelt; aber es gibt auch Menschen, die Unglück, Sturm und Ungewitter zur Liebe führt und sie diese äußern lehrt. Der härteste Schlag des Leidens verwandelt ihr Herz zu einer elastischen Feder, die mit jedem verstärkten Druck verstärkte Kräfte erhält. So

war Irmengards liebendes Herz. Otto's Verlust zeigte ihm erst, was es verloren, was es besessen hatte.

„Das habe ich lange gefürchtet!" sagte Bernard, indem er die Hände vor die Augen hielt. „Aber ändern konnte ich es nicht. Die beiden Herzen waren zu sehr in einander verflochten. Sie mußten bluten, wollte man sie trennen!" — Im ernsten Nachdenken stand er da. Mehr dachte er an die Entdeckung, die er jetzt gemacht hatte, als an das Verschwinden seines Lieblings, von dessen Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit er zu viele Beweise hatte, als daß er seine Rückkunft nicht hätte hoffen sollen. Natürlich, daß Irmengard diesen Ernst aus einem andern Gesichtspunkte ansah; ihrem Herzen war er ein Beweis, daß Bernard selbst an dem Wiedererscheinen Otto's verzweifele. Aber um desto ungestümer war ihr Schmerz; um desto unwiderstehlicher drang sie darauf, daß Bernard ihr die Gegend beschreiben sollte, wo Otto vermißt war.

Nichts hielt sie ab; kein sich immer mehr

nahender Sturm, keine sich immer mehr verbreitende Finsterniß, keine herauf steigende Nacht. Nur bloß die Aeußerung Bernards, daß sie der durch die Nachricht erschrockenen Mutter ihres Otto zu Hülfe eilen müsse, konnte Irmengard von einem so gefährlichen Unternehmen abhalten. Elisabeth war wirklich vor Schrecken außer sich. Bernards nicht zu verbergende Besorglichkeit überzeugte die Arme, trotz seines Zuredens, von dem Unglück, das ihrem Sohn begegnet seyn müsse.

Ohnmächtig lag sie in Mariens Armen und tief griff Bernards Vorwurf, daß Irmengard durch ihren Mangel an Ueberlegung die Unglückliche dem Grabe nahe bringe — ins Herz Irmengards. Sie fühlte sich doppelt unglücklich, da außer dem Verluste des Geliebten sie noch den Tod Elisabeths auf ihrem Herzen habe. Bernard mußte auch sie nun trösten, wie er Marien über die Gefahr ihrer Freundin trösten mußte. —

Kein Auge schloß sich in dieser Nacht. Maria saß weinend am Lager Elisabeths; freilich theilte Irmengard diese Sorge mit

ihrer Mutter; aber mehr noch theilte sie mit Bernard die Aufmerksamkeit auf jenes Geräusch, das sich außer der Hütte hören ließ; jeder fallende Regentropfen, jedes Rauschen des Windes schien ihr das Kommen, schien ihr der Fußtritt Ottos zu seyn und hundertmal öffnete sie die Thür, den Wiederkehrenden zu empfangen; aber hundertmal kehrte sie unter der Last eines immer wachsenden Kummers zurück. — Otto kehrte nicht wieder und fast der ganze Monat war hingeschwunden, bis endlich jeder Schatten von Hoffnung schwand, mit dem sie das Herz noch getäuscht hatte.

Aber nicht allein Otto's Verschwinden sollte allein die Armen treffen; ein eben so empfindlicher Schlag wurde ihnen durch Elisabeths Tod bereitet. Die Redliche wurde immer schwächer — unter Bernards Gebet endete sie. Bernard, Maria und Irmengard gruben ihrer Leiche unter jener Eiche eine Ruhestätte. Ein Stein mit Elisabeths Namen und ihrem Todestage, von Bernards Hand eingegraben und mit Marias und Ir-

mengards Thränen benetzt, bezeichnete die Stelle.

Von der Hütte aus konnte man diesen heiligen Platz sehen; oft saßen die Verlassenen, wenn die Witterung den Besuch des Grabes nicht gestattete, an dem Fensterchen der Hütte, mit Sehnsucht nach Elisabeths Grabhügel blickend. Traurig schlich ihnen der Winter hin; gar sehr vermißte Maria ihre Freundin; gar sehr Bernard seinen Zögling, Irmengard den Geliebten. Kaum waren die häuslichen Arbeiten vermögend, den finstern Gram nur einigermaßen zu besänftigen. —

Manche Thräne wurde im Stillen geweint; mancher lange Winterabend mit Erzählungen aus der Geschichte des schönen herzlichen Bundes mit den Getrennten hingebracht. Selbst der Schmerz hat seine froheren Augenblicke, wenn nur das Herz, das ihn fühlt, rein ist. Diese Wahrheit empfanden diese Guten. Stiller war der Schmerz und ein sanfter beseligender Frieden kehrte in die Herzen zurück, die die feste Ueberzeugung hatten, daß auch die härtesten Prüfungen,

die dunkelsten Wege, in der Hand der Vorsehung endlich zu ihrem Glück dienen mußten. —

Der Krieg in dieser und in den angrenzenden Gegenden dauerte immer noch fort. Nur die Wildniß des Harzes, seine Schluften und Thäler, der Gedanke, daß hier nichts des Kriegers Mühseligkeit belohne, hielt die beutesüchtigen Scharen Heinrichs ab, sich in diese furchtbare Einöde zu verlieren. Die Gegend, die Bernard, Maria und Irmengard bewohnten, war eine der unwirthbarsten. Nie kam ein Wanderer hierher — und noch weniger ein Krieger, der hier Hinterhalt und List befürchtete. Nur auf ihm bekannten Wegen schlich Bernard nach den nächsten Ortern des offenen Landes, um von der Milde der Bewohner manches Bedürfniß zu erbitten, das man dem frommen Greise gern gab. —

Der Frühling brach an. Milder wurden die rauhen Lüfte, die Flüsse schwollen an von dem geschmolzenen Schnee und manche kleine Ebene, manche Wiese wurde zum See. Oft

mußte Bernard einen großen Umweg von mehreren Stunden über schroffe Berge, über Anhöhen machen, weil das Thal zum Bette eines reißenden Stromes geworden war. Manche Nacht blieb er in einer gastfreien Wohnung des redlichen Hirten oder Landmannes und ging dann des Morgens zu seiner Hütte zurück. Oft kamen ihm Maria und Irmengard entgegen; oft that dies die letztere allein; sie nahm dem Greise gern seine kleine Bürde ab; sie fragte ihn jedesmal um Nachricht von Otto, und jedesmal trat eine Thräne des neu aufgeregten Schmerzes in ihr Auge, wenn Bernard eine Frage dieser Art nicht beantworten konnte. —

An dem Abhange des Berges, an dem der Wald sich verliert, war eine Felsenbank, die gewöhnlich der Ort des Zusammentreffens war; hier erwartete Irmengard oft allein den Greis; hier traf sie ihn oft, sich ausruhend. So kam auch an einem schönen Frühlingstage Bernard an diese Bank. — Der Greis hatte, um eines bedeutenden Umweges willen, die Nacht in einem Dörfchen hingebracht.

Jetzt saß er hier, mit seinen Gedanken über Otto's Schicksal sich beschäftigend. Er setzte gewiß voraus, daß Irmengard kommen werde. Da fiel sein Blick von ungefähr auf den Platz, der vor jenem Felsensitze sich ausbreitete; er wurde die Fußtapfen mehrerer Pferde gewahr, die sich auf der Nebenseite des Berges verloren. Eine dunkle, bange Ahnung überfiel ihn — er fing an zu fürchten, nicht für sich, sondern für seine Werthen. Eiligst nahm er seine Bürde; so rasch als möglich eilte er der Wohnung zu. Schon von weitem bemerkte er Marien, ganz ruhig vor dem Eingange stehend. —

„Gottlob! Maria scheint ganz unbefangen!" war Bernards erster Gedanke, mit dem schon ein großer Theil seines Kummers schwand. Er ging den Fußsteig zu der Hütte hinab. Maria bemerkte ihn. — „Nun, Vater," rief sie ihm entgegen, „wo ist Irmengard?" — „Irmengard?" fragte Bernard, und wie ein Felsenstück fiel es ihm auf's Herz. „Irmengard?" wiederholte er die Frage. — Marien fiel seine Verlegenheit auf.

— „Wo ließet Ihr mein Kind?" — „Ich habe Irmengard gar nicht gesehen." — „Um Gottes willen, nicht gesehen? Mit Aufgang der Sonne ging sie Euch entgegen." — „Gott, wohin?" — „Nach jener Felsenbank. Allmächtiger Gott, mein Kind! mein armes Kind!" — Bernard erinnerte sich der Spuren von Hufen der Rosse, die er auf dem Platze bemerkt hatte. Unter banger Unruhe entdeckte er dies Marien, die durch jene Aeußerung ganz außer sich gerieth.

Beide eilten, von Schrecken und Angst beflügelt, nach der Anhöhe zurück — Maria überzeugte sich, daß Bernard sich nicht geirrt habe; sie erfüllte mit Wehklagen die Lüfte; vergebens rief sie den Namen der unglücklichen Tochter, vergebens waren Gebet und heiße Thränen, vergebens durchstrich sie mit dem Greise den Busch — die Hufe der Rosse verloren sich in dem angrenzenden Anger — von Marien war keine Spur zu entdecken.

Trostlos gingen beide nach der Hütte zurück; noch unglücklicher, als sie bei Otto's Verluste, bei Elisabeths Tode gewesen waren,

mußten sich die Verlassenen jetzt fühlen. Mit Irmengard war ihnen alles geraubt; ihren Verlust konnten sie mit nichts ersetzen. Denke man sich die Lage beider Unglücklichen lebhaft! besonders die Lage eines Greises, der nahe an achtzig Jahre war — eines Greises, der weiter keine Freude, als die Unterhaltung mit Irmengard kannte.

Wie ein Grab war beiden die Hütte, in der sonst der schönste Frieden sie beglückte. Mit welcher Sehnsucht wünschten sie jetzt vergebens jene Tage zurück, jene Tage, die freilich durch Entbehrung so mancher Bequemlichkeit, durch manche Furcht und Schrecken ihr Unangenehmes hatten; aber in denen doch Freundschaft und herzliche Einigkeit sie beglückte. Mochte der Frühling noch so schön seyn — Maria und Bernard bemerkten ihn kaum, ihre Herzen waren für jede Freude abgestumpft; beide — am meisten aber Maria — beneideten Elisabeth, deren Herz keinen Kummer mehr fühlte. Stunden lang saß sie auf der Freundin Grabe und Bernard selbst fühlte den Wunsch nach seinem Tode zu leb-

haft, als daß er Marien dieses geäußerten Verlangens wegen hätte tadeln sollen. Sonst hatte er dies Elisabeth gethan, wenn diese nach ihrem Sohn jammerte; da konnte er auf die dunkeln Wege der Vorsehung aufmerksam machen; jetzt war ihm dies unmöglich. Der Schmerz herrschte zu tyrannisch über des Greises Herz, als daß er auch nur den Versuch, ihn durch festes Vertrauen zu bekämpfen, hätte wagen sollen. — Der Arme wußte nicht, daß ihm eine noch größere Prüfung aufgelegt werden sollte. Er wußte nicht, daß ihn das Schicksal in jene zwanzig Jahre zurückwerfen würde, die er als Einsiedler hier durchlebt hatte.

Ihm wurde nach einigen Monden das traurige Loos, Mariens Leiche neben Elisabeth verscharren zu müssen. — „Nun habe ich nichts mehr, das mich an die Welt fesselt," — sagte er, als er von diesem traurigen Geschäfte in die einsame Hütte zurückkehrte. „Möchte nun meine Stunde bald schlagen!" — Ein Wunsch, den gewiß Jeder dem Armen verzeihen wird. Aber — er sollte nicht erhört werden;

der späte Abend seiner Tage sollte den Lebensmüden noch einmal erquicken. In den Armen der Freundschaft und der dankbaren Liebe sollte er entschlummern.

Wenn das Lebensgemälde dieser vier Hüttenbewohner, so lange sie zusammen waren, einer ruhigen Landschaft glich, und wenn selbst der Schmerz bei ihrer Trennung ein ruhiger, stiller Schmerz blieb; so war auf der andern Seite während dieser Zeit das Leben Kaiser Heinrichs des Vierten desto unruhiger. Es glich völlig dem durch Sturm aufgeregten Meere, und vielleicht möchte die Geschichte wenig Monarchen aufzuweisen haben, über die Prüfungen dieser Art sich ergossen. Häuslicher Unfrieden, Rebellion der ihm untergebenen Fürsten, Empörung seines eigenen Sohnes, Verlust seines Reiches, öffentlicher Bann durch den Papst Hildebrand, Absetzung und schimpfliche Abbitte — waren die einzelnen Züge des Lebensgemäldes dieses Kaisers.

Doch dies alles wandte sich, wo nicht

ganz zu seiner Zufriedenheit, doch auf eine Art, die selbst die Erwartungen des Monarchen übertraf. Die Sachsen, obgleich noch nicht völlig besiegt, demüthigten sich auf jener Heide bei Greussen und Kindelbrück. Im Angesicht des kaiserlichen Heeres thaten die Anführer der Sachsen, und unter diesen der Erzbischof Wenzel von Magdeburg, der Bischof Burkhardt von Halberstadt und andere, einen Fußfall vor dem Kaiser. — Eben so, seiner Erwartung zuwider, wurde Herzog Rudolph von Schwaben in der denkwürdigen Schlacht bei Gera überwunden, er verlor in diesem Treffen die rechte Hand und starb bald darauf in Merseburg. Eben so glücklich war der Kaiser im Kriege gegen seine Söhne und gegen jenen Papst, den er selbst in Rom belagerte. —

Alles dies zusammen genommen mußte den als Greis glücklicher gewordenen und mit seinem Schicksal ausgesöhnten Kaiser in eine dankbare, freudigere Stimmung versetzen. Was er manchem der treuern deutschen Fürsten zu verdanken hatte, sah er jetzt erst recht

ein. Sie hatten selbst unter dem Bannfluche des Papstes treu an ihrem Kaiser gehangen und keine Drohung, kein Bannstrahl, aus dem Vatican geschleudert, konnte sie in ihrer Treue wankend machen. — Besonders zeichnete sich unter diesen Getreuen der Graf Wiprecht von Groitsch aus, der ein Corps von dreihundert auserlesenen Reutern führte. Alle diese waren äußerst ansehnliche Ritter, auf's Beste bewaffnet und beritten. —

Kaiser Heinrich beschloß, seinen Freunden, zum Beweise seiner Dankbarkeit, ein großes öffentliches Fest zu geben. Daß bei einem solchen Vergnügen die damals noch nicht lange eingeführten Turniere nicht fehlen durften, bedarf kaum einer Erwähnung. — In Worms, wo damals Heinrich sich aufhielt, wurde dies Turnier veranstaltet. Es war nicht nur eins der ersten, der Zeitfolge nach, sondern mehr noch seiner Pracht und des großen Aufwandes wegen, wodurch der Kaiser und seine Ritter es verherrlichen wollten. Die größeste Pracht herrschte überall.

Ein großes Amphitheater mit den präch-

tigsten Sitzen wurde auf einer schönen Ebene errichtet. Mitten in demselben war der mit Sande ausgefüllte Kampfplatz für die Ritter, die hier unter den Augen der Kaiserin Agnes und ihres ganzen Hofstaats um die Preise kämpfen sollten, welche die, nahe an das Verschwenderische grenzende Dankbarkeit des Kaisers als Belohnung ausgesetzt hatte. Prächtig geschmückt war die Halle der Kaiserin. Die schönsten Zeuge bildeten den mit einer Krone geschmückten Baldachin.

Tausende von Zuschauern, durch die Neuheit eines noch nie in dieser Gegend gesehenen Festes herbei gelockt, hatten sich auf der schönen Ebene versammelt. Alle sahen erwartungsvoll nach dem Platze, den der Kaiserin Hofstaat schon einnahm; alle sehnten sich nach dem Augenblicke, in welchem die Monarchin erscheinen würde. Die edle Fürstin erschien. Dankbar blickte sie auf die Tausende; um so dankbarer, je mehr auch sie durch ihres Gatten Schicksale geprüft war. In ihrem ganzen Wesen herrschte jene bescheidene, frohe, heitere Dankbarkeit, die alles

für sich einnimmt. Aber mit noch größerer Aufmerksamkeit blickte, alles, Alles auf ein junges, schönes Mädchen, das erröthend neben der Monarchin stand, wie ein beschützender Engel. Milde eines höhern Wesens war über das holde Gesicht verbreitet. Das blonde Haar hing in wallenden Locken über den blendend weißen Nacken hin; in dem schönen blauen Auge strahlte Huld und Liebe. Das Erröthen, einer Rose gleich, zeugte von einer Bescheidenheit, die auch der ganze ungekünstelte Anzug verrieth, wenn dieser gleich seinem innern Werthe nach, noch so kostbar war. Mit Neid sahen die Hofdamen der Kaiserin, wie die andern Eiteln, auf diese schöne Unbekannte, die der frommen Kaiserin Herzen so nahe seyn mußte; denn sie allein saß neben der Monarchin.

Aber mit glühender Sehnsucht, mit höchster Achtung blickten alle Männer und Jünglinge nach diesem Engel. Manches Herz unter Panzer und Harnisch schlug ungestümer; mancher Ritter dachte kaum mehr an den Feind, den er um seines Waffenruhms willen

bekämpfen wollte; ein gefährlicherer Feind, eine unglückliche, hoffnungslose Liebe regte sich in seiner Brust. Mancher Ritter, der früher die Stunde des Kampfes kaum erwarten konnte, wünschte jetzt, durch die Stäbe des Visirs blickend, daß sie lange noch verweilen, lange noch ihm die Wonne gönnen möchte, der Unbekanten holdes Antlitz zu sehen.

Jetzt trat der Kaiser, begleitet von seinem treuen Grafen Wiprecht von Groitsch, an seinen Platz. Das Zeichen zum Beginnen des Kampfes wurde gegeben; jeder der Streitenden kämpfte mit höchster Anstrengung seiner Kräfte, mit höchster Gewandtheit; jeder war von dem Anblick der Holden angefeuert und jeder, der es glaubte, sie blicke ihn an, fühlte sich zum Beneiden glücklich. Zwei Stunden währte der Kampf; zwei Stunden gaben den schönsten Beweis, was Gewandtheit, Muth, Tapferkeit und Gegenwart des Geistes vermögen. Alle Ritter hatten gekämpft — alle waren bald Ueberwinder, bald Besiegte. Nur Einer blieb beständig im Sattel; manche Lanze hatte er zersplittert; mancher von denen,

die sich ihm entgegen stellten, war von ihm aus dem Sattel gestürzt; nur er, er allein war wie ein Gott des Krieges unüberwunden. Der Kampf war zu Ende; denn Niemand wagte es, dem Ritter sich noch einmal entgegen zu stellen. Der Kaiser selbst blickte mit Achtung auf den Geharnischten, der, seinen Werth mit Bescheidenheit fühlend, mehr dem Kampfgebrauche nach, als aus eigenem Stolze in den Schranken, einen neuen Gegner suchend, hinauf ritt. Heinrich befahl jetzt die Preise zu vertheilen. Er übertrug dies ehrenvolle Geschäft mit seiner Gemahlin jener schönen Holden, die bei diesem Antrage von neuem wie eine Rose erglühete. Nur die Bitte des Kaisers, nur das mütterlich freundliche Zureden der Kaiserin konnte sie bewegen, dies ehrenvolle Amt zu übernehmen. Graf Wiprecht, der beste Kenner und Beurtheiler ritterlicher Tapferkeit, bekam den Auftrag, die Kämpfer nach ihrem Range in Hinsicht des Waffenruhmes einzuladen, sich der Holden zu nahen, und den Preis aus ihren Händen zu empfangen. Zu wem Wiprecht zuerst ritt,

bedarf keiner Frage. Jener muthige tapfere Ritter war es, dem er zuerst die Hand reichte, um ihn einen Weg zu führen, um den Tausende den Jüngling beneideten.

Nach dem Gebrauch der Turniere durfte kein Ritter sich eher des deckenden Visirs entledigen, als in dem Augenblick, in welchem er von der Spenderin des Ritterdankes sich auf das rechte Kniee niederließ. Jetzt war der Ritter vorgeführt — jetzt nahm er den Helm ab. Die schönsten blonden Locken liefen über den bestäubten Harnisch herab; Tausende sahen auf den Jüngling; Tausende wünschten sich an seinen Platz, als jene holde Spenderin des kaiserlichen Dankes mit dem lauten Ausruf: „Gott im Himmel! Es ist mein Otto!" dem Knienden um den Hals fiel. Der Erschrockene richtete sich auf. — „Irmengard! Irmengard!" rief er, und schloß das holde Mädchen in seine Arme, einen dankbaren Blick, aus dem sein ganzes liebendes Herz sprach, zum Himmel werfend. —

Ob der Kaiser und die Kaiserin gegenwärtig waren, ob Tausende von Zuschauern

und Rittern dies sahen, ob keiner sich diesen räthselhaften Auftritt erklären konnte, ob die ganze Feierlichkeit durch diese Scene gestört wurde, ob die übrigen Ritter ihren Preis aus dieser schönen Hand nun vergeblich erwarteten — das Alles sahen die sich Wiederfindenden nicht. Sie sahen sich nur, sie fühlten nur ihr Glück — was hätte sonst in der ganzen weiten Welt ihre Herzen rühren können! —

Eine Stille, als wären die Tausende in einem Tempel der Gottheit, herrschte auf der Ebene. Gerührt sahen der Kaiser und die Kaiserin dies schöne Schauspiel an. Erst nach einigen Minuten wagten sie es, die Glücklichen anzureden. — „O Gott, er ist's — mein Otto!" sagte Irmengard zu der Kaiserin, die sich jetzt erinnerte, daß die Glückliche oft von den Tagen ihrer frühen Liebe gesprochen hatte.

Aber keiner war vergnügter, als Graf Wiprecht. Unter seinem Banner hatte Otto gedient; er hatte dem Kaiser den edlen, bescheidenen Jüngling empfohlen. Er hatte die Freude gehabt, in dem heutigen Sieger seinen Liebling zu erkennen — und jetzt hatte er die

noch größere Freude, die seinem Herzen noch viel mehr seyn mußte — er sah ihn durch Liebe glücklich. —

Daß Irmengard um den schönen Jüngling, daß der blühende, männlich schöne Otto um die Holde beneidet wurde, daß diese jetzt von der Kaiserin noch einmal aufgefodert werden mußte, die Preise zu vertheilen, daß man mehr von diesem unerwarteten Auftritte als von aller Pracht des Festes sprach — das alles bedarf keiner weitern Erwähnung. Ich nehme dafür den Faden der Geschichte wieder auf, und führe meinen Leser zu jenem Thal zurück, das Otto einst mit Bernard durchwandelte; jenes Thal an der Oker, das durch die unerwartete Trennung beider Freunde so merkwürdig in ihrer Geschichte wurde. Wir erinnern uns, daß Bernard, durch den weiten Weg und durch das Ersteigen mancher Klippe ermüdet, unter jenen Bäumen sich niederlegte.

Mit sorgender Aufmerksamkeit sahe Otto auf den Greis; er sah dessen sanften Schlaf, er sah auf die Umgegend, sie schien ihm ganz

ſicher. Er glaubte, den Greis ohne Gefahr auf wenige Augenblicke verlaſſen zu können, um der eben aufgefundenen Fährte eines Wildes folgen zu können. Noch einmal blickte er auf den ſchlummernden Greis — dann ſtieg er den Felſenhang des Thales hinan und befand ſich bald auf der Anhöhe, wohin jene Fährte ihn leitete.

Wirklich entdeckte er einen Edelhirſch, der ſtolz unter den Eichen hin und her ging. Daß ein Anblick dieſer Art einen Jüngling, wie Otto war, alles Uebrige vergeſſen machen mußte; daß er nun nicht mehr an den Greis und deſſen Schlummer und deſſen Gefahren dachte; daß er jetzt keinen Gedanken als den, jenes edle Thier zu erlegen, hatte, war natürlich. Mit Bogen und Pfeil bewaffnet, ſuchte er, ſo weit ſeine Hitze es geſtattete, ſich dem Thiere zu nahen, aber ſcheu und einmal aufgejagt, floh es unter den Eichen hin.

Otto verfolgte es; verfolgte es mit immer mehr wachſendem Eifer, — er achtete auf keine Richtung, auf keinen Stand der Sonne mehr und ſo kam es, daß er, ſpät, da der

Abend sich schon nahete, ermüdet in einer Gegend niedersank, die sein Fuß noch nie betreten hatte. Alles war ihm, dem Erstaunten, hier fremd. Statt der laubigen Eichen, die in der Gegend seiner Hütte so kräftig dastanden, stiegen hier Tannen in die Wolken. Der schöne Rasenteppich, der um die Hütte her sich ausbreitete, wurde hier zu einer Sandschelle mit Tannennadeln bedeckt, mit Moos spärlich bewachsen. Jetzt, da die Hoffnung zu jener Beute ganz verschwunden war, trat die Besorgniß über das Schicksal des Greises in ihre Rechte. — Otto wurde unruhig — er wollte zu dem Greise zurück, aber statt sich ihm zu nähern, entfernte er sich immer weiter von dem Platze, auf welchem er den Alten gelassen hatte. Für sich war er weniger besorgt; kaum dachte er an Gefahren, die ihn treffen konnten; desto mehr an die, die Bernard vor sich sah. —

Ermattet von Hunger und langem Umherirren sank er mit Anbruch der Nacht unter einer Menge junger Tannen nieder. Er glaubte in einen ganz andern Weltstrich ver-

seyn, so schaurig kalt zog die Luft, so brauſete der Wind in den Wipfeln der Bäume — als Otto in der Ferne, tief unter sich ein Licht erblickte. Eine freudigere Erscheinung konnte er nicht haben. Alle seine Kräfte belebten sich auf's neue, er fühlte keine Ermüdung mehr, er eilte jenem Lichte zu, das bald verschwand, bald sich wieder zeigte, je nachdem der Pfad, den Otto ging, abwärts sich neigte — oder aufwärts stieg.

Nach einem langen, ermüdenden Wege kam Otto tief in jenes Thal; jenes Licht hatte ihn geleitet; jetzt war er nahe; jetzt hörte er Wiehern und Schnauben der Rosse; jetzt sah er einen Haufen Fremder um ein großes Feuer herumsitzen, und wie glühend leuchteten die an den Tannen aufgehangenen Helme und Harnische! Otto's Erscheinen machte die Fremdlinge aufmerksam. Mit Bogen, Pfeil, und Spieß bewaffnet, mit jenem Blick, jenem Anstande, der von überwiegendem, allen Gefahren gewachsenem Muthe zeugt, trat Otto unter sie; mit Achtung blickten die Ritter — denn dies waren die Fremden — auf den

schönen halbwilden Jüngling, der mit der entschlossensten Kälte und Ruhe unter sie trat. — Gastfrei nöthigten sie ihn zu ihrem Mahle; sie hatten keine Weigerung von Seiten ihres Gastes zu befürchten. Otto aß und trank, und dann legte er sich, erschöpft und ermüdet neben dem wärmenden Holzstoße nieder. Bald schlief er ein. Mit Bewunderung blickten die Ritter auf den schönen Jüngling — aber mehr noch auf den muthigen, der hier mitten unter wildfremden Kriegern so unbefangen, so ruhig schlummerte, als sey er zu Hause bei den Seinigen, wo es keiner weiteren Umstände bedürfe.

Aber Niemand blickte mit einem wärmern Zärtlichkeitsgefühl auf den Jüngling, als der Graf Wiprecht von Groitsch — denn dieser war es, der jenen Ritterhaufen aus Franken und Böhmen über Erfurt nach Goslar führen wollte. Um einen Umweg zu ersparen, hatte er mit seinem Zuge den geraden Weg durch den Harz gewählt; ein Weg, auf dem ihm der beschneiete Gipfel des Brockens zum Wegweiser diente. — Mit Ach-

tung sah er den Bau des Jünglings an. — „Sind alle Bewohner dieser wilden Gegend von diesem Schlage," sagte er, „so möchten unsere Waffen zu schwach seyn, um sie zu überwinden!" — Ein Urtheil, welches alle die bestätigten, die mit ihm zogen, und welche alle zum erstenmale einen Krieg mitmachten.

Nach einem sanften Schlaf erwachte Otto. Er fühlte sich wie neugeboren. Jetzt fragte er die Ritter um den Weg zu jenem Thale, im welchem er den Greis gelassen hatte. Die Ritter konnten ihm darüber keine Auskunft geben. Aber die Frage gab Gelegenheit zu andern, und es bedurfte keiner Stunde, so wußten sie Otto's ganze Geschichte. — Otto wußte von seiner Abstammung weiter nichts, als was er von seiner Mutter gehört hatte. Freilich war dies wenig. Kaum wußte der Jüngling den Namen seines Vaters; kaum wußte er, daß sein Vater als Befehlshaber in jener Feste Harzburg gefallen sey. Aber dies wenige war genug, um den Grafen Wiprecht dahin zu bestimmen, den herrlichen Jüngling dem Zuge zuzugesellen, den

er aus lauter auserlesenen Jünglingen vom Ritterstande für den Kaiser angeworben hatte.

Otto hatte mit unverkennbarer Sehnsucht, mit ungeheuchelter Freude diese Ritterschaar angesehen; keiner bemerkte das, was in des Jünglings Herzen vorging, so sehr, als Graf Wiprecht und, wahrlich, es bedurfte keiner langen Ueberredung, und — Otto schloß sich dem Zuge an. Sein stilles Thal, seine friedliche Hütte, seine Mutter, der alte Bernard und, was noch ungleich mehr sagen will, seine Irmengard — alle diese mußten jenen Eifer für den Waffenruhm, jenem Durste nach größern Thaten weichen, der im Innersten des Herzen Otto's so allmächtig glühete. —

Bald war er der ausgezeichnetste Ritter des ganzen Geschwaders. Bald übertraf er die Geübtesten und seinem gewandten, kraftvollen Körper wurde jede Uebung um so leichter, da der Geist und der Wille mit dem Körper gleichen Schritt hielten. Er stritt in allen Kämpfen für des Kaisers Rechte; er half die Herzöge Rudolpf von Sachsen und Hermann von Lothringen besiegen; die Trup-

pen der rebellischen Kaiser-Söhne fühlten sein Schwerdt hart; jetzt war er aus Italien wieder zurück gekommen und jeder Schritt, den er that, machte ihn des Wohlwollens des Grafen werther, und eben so der Gunst seines Kaisers. So kam es, daß er mit zu jenem Turnier erwählt wurde. Graf Wiprecht hatte ihn nicht gekannt, als er im veränderten prächtigern Anzuge in den Schranken erschien. Mit stiller Bewunderung hatte er die Gewandtheit und den Muth jenes unbekannten Ritters bemerkt; laut wurde seine Freude, da er sah, daß sein Liebling jener Unüberwundene war. —

Wir verließen Irmengard in jenem Augenblick, da sie dem Greise nach ihrer Gewohnheit entgegen ging, um ihm durch ihre Unterhaltung einen Theil seines Weges zu verkürzen, und mehr noch, um ihm die Last abzunehmen, die dem, von dem weiten Wege ins offene Land Erschöpften zu schwer war. Länger als gewöhnlich hatte sie heute auf je-

ner Felsenbank seiner gewartet. Die Vermuthung, daß Bernard heute vielleicht einen andern bequemern Weg aufgefunden habe, regte sich in ihrer Seele. Nur, der schöne Morgen hielt die Unschlüssige auf, die an Otto denkend und die glücklichen Jahre der mit ihm verlebten Jugend sich in der Rückerinnerung zurück träumte. Auf einmal erschreckte sie ein fernes, aber immer näher kommendes Geräusch, dem Brausen eines Sturmes nicht unähnlich.

Sie hörte Gesang von Männerstimmen. Unentschlossen, ob sie fliehen, ob sie bleiben sollte, hörte sie mit gespannter Aufmerksamkeit nach jenem Geräusche. Da brachen mehrere, fast wie wilde Männer in Thierhäute Gekleidete zu Pferde aus dem Gebüsche — erstaunt hielten sie vor dem schönen Mädchen — erschrocken stand Irmengard in dem Kreise, den die halbwilden Männer um sie her bildeten. Sie wollte entfliehen, als der Führer des Zuges sich ihr nahete, und ihr in einer fast unverständlichen Sprache zu ver-

stehen gab, daß sie ihm folgen müsse, daß er sie zu seiner Gattin bringen werde.

Irmengard weigerte sich, sie bat, aber vergebens. Die Fremdlinge rissen sie mit Gewalt auf eins der Rosse, und mehr todt als lebendig und fast ganz besinnungslos war die Unglückliche, als sie, fern von dem Walde, sich in der Gewalt der Fremdlinge sah. Wo sie jetzt war, wußte sie nicht; so wenig, als sie einen deutlichen Begriff von der Ursache und der Absicht ihrer Gefangennehmung hatte. Der Nachmittag war vorüber und der Abend näherte sich, als die Begleiter Irmengards sich ziemlich unvorsichtig einem kleinen Walde näherten, der auf einer Anhöhe anfing und in die Ebene sich zog. Nicht einmal die Vorsicht wandte man an, jenen Wald untersuchen zu lassen; eine Unachtsamkeit, die sich bald rächte. Man machte Anstalt zu dem Lager, als mit einem Male eine Menge Kaiserlicher Ritter um den Wald herumsprengten und jene, die Irmengard geraubt hatten, angriff. Sie konnten den Geharnischten keinen Widerstand leisten; ein großer Theil

fiel durch die Speere der Ritter, ein noch größerer Theil suchte sein Heil in einer schnellen Flucht. Vor Schrecken außer sich, alles fürchtend und alles hoffend, lag Irmengard knieend unter einem Baume, als der Anführer jener Ritter sie bemerkte.

Das schöne Mädchen fiel ihm auf. Er stieg vom Rosse, und redete Irmengard an. Diese, hocherfreut, ihre Muttersprache zu hören, enthüllte ihre ganze Geschichte. Der Name ihres Vaters fiel dem Ritter besonders auf. — „Heißt Eure Mutter nicht Maria?" fragte er. — Irmengard bejahete die Frage. — „So hat mich mein Herz nicht getäuscht!" rief er. „Du bist meiner Schwester Tochter. Glaubte ich doch, diese vor mir zu sehen, und bedachte nicht, daß ich sie in siebenzehn Jahren nicht gesehen habe!" — Er nahm Irmengard bei der Hand. „Wie wird mein gutes Weib Bertha sich freuen, Dich zu sehen!"

Beide gingen nach einem Wagen, der jetzt aus dem Walde kam, und in dem die Gemahlin des Ritters Wagola's von Rado

saß. Mit Freuden wurde Irmengard hier aufgenommen; denn Bertha war eine der edeldenkendsten Ritterfrauen. Mit ihr reisete Irmengard nach der Burg Rado's, die an der Grenze Frankens lag.

Es waren nur wenige Wochen nöthig, und Bertha hatte Irmengards frommes, kindliches und unschuldiges Herz ganz durchschaut. Mit jedem Tage wurde Irmengard der kindlosen Bertha werther; beide wurden sich unentbehrlich und so kam es denn natürlich, daß Irmengard mit größerer Ruhe an ihre Mutter und an die durchlebten Jahre denken konnte, als ihr sonst wohl möglich gewesen seyn würde. Nur dann flossen ihre Thränen, wenn sie Otto's gedachte. Sein dunkles Schicksal gab sie zum Grunde ihres Kummers an; sie wußte selbst nicht, daß es die glühendste Liebe war, die ihren Augen jene Zähren entlockte.

Kaiser Heinrichs Gemahlin hielt sich damals in der Gegend von Bingen auf. Bertha war eine ihrer ersten Freundinnen, die den wärmsten Antheil an den Schicksa-

len des Kaisers genommen hatte. Jetzt hatten diese Schicksale angefangen, eine vortheilhaftere und beruhigendere Wendung zu nehmen. Bertha hatte nicht allein mit der Kaiserin gelitten: sie wollte jetzt auch mit ihrer Monarchin sich freuen. Mit Irmengard reisete sie nach Bingen und natürlich mußte hier eine Schönheit, wie Irmengard es war, nicht nur alle Ritter in Staunen setzen; sondern mehr noch mußte eine Bescheidenheit, wie Irmengard sie überall zeigte, das Herz der Kaiserin für sie einnehmen. Die Kaiserin ließ nicht nach mit Bitten, Irmengard mußte ihre Zeit zwischen der Monarchin und Bertha theilen. Oefterer war sie bei der Kaiserin als bei Bertha. Um diese Zeit hatten sich alle jene Unruhen zu Heinrichs Vortheil geändert. Alle seine Feinde waren besiegt, — und dankbar beschloß der Kaiser, jenes Turnier in Worms zu geben, das in diesem Gemälde einen Hauptzug ausmacht.

Otto und Irmengard waren jetzt glück-

lich. Heinrich und seine Gemahlin handelten wie Vater und Mutter an den beiden Liebenden. Beide wußten dies zu schätzen. Aber auch mancher herbe Tropfen fiel in ihren Freudenkelch. Wie mußte es den trefflichen Jüngling schmerzen, da er von Irmengard den Tod seiner Mutter erfuhr.

„Ist mir doch meine Mutter auch so gut als abgestorben," sagte Irmengard. „Weiß ich doch den Ort und jenes Thal nicht zu nennen, wo wir unsere Kindheit durchlebten. Jenes hohe Gebirge, dessen beschneieter Gipfel aus überall sichtbar war, habe ich nicht wieder gesehen. Wäre ich dort erst, dann fände ich gewiß meine Mutter, und unsern alten redlichen Bernard und meine Heerde wieder!"

Heinrich hörte diese Worte — er sah, mit welcher Wehmuth Irmengard sie vorbrachte; er sah an Otto's Thränen, wie tief sie in ein Herz wirkten. — „Aus allem, was sie sagen, schließe ich, daß sie im Harzwalde gewohnt haben müssen," sagte er zu seiner Gemahlin. „Beide sollen uns erst nach West-

phalen und von da nach Erfurt begleiten. Es ist leicht möglich, daß wir auf dieser letzten Reise die Gegend auffinden, in der sie wohnten. Graf Wiprecht behauptet dies auch, denn in der Gegend des Brockens will er Otto aufgefunden haben."

Wirklich wurde die Reise unternommen. Otto war mit unter den Begleitern des Kaisers. Freilich traf er seine Irmengard jetzt seltener auf der Reise, da die Kaiserin mit ihrem Gefolge öfters einen andern Weg nahm. In Münster trennte sich der Kaiser ganz, um einen Umweg zu machen, indeß die Kaiserin geschwinder den Weg über Minden und Hildesheim nahm. Aber — womit könnte man die Freude vergleichen, die Irmengard empfand, als ihr der weißgipflige Brocken in's Auge fiel? als die ganze Gegend einen Character annahm, der so bekannt war? als sie alle Gegenstände schon gesehen zu haben, sich erinnerte, als sie in jedem Berge, in jeder Klippe, in jeder Felsenwand, in jeder Aussicht etwas sah, das ihr aus früherer Zeit nicht fremd war? Sie war jetzt, da die Reise über

Goslar ging, in der Gegend der Oker. Mit feurigen Augen blickte sie um sich her. —

„Hier muß ich gewesen seyn!" rief sie. „Jene Klippen an dem beschneieten Berge habe ich oft schon gesehn! Sie waren des Morgens von der Sonne erleuchtet, wie jetzt; meine Einbildungskraft gab den Klippen Gestalten; ich sah, wie ich jetzt sehe, Mönche, Thürme, Bäume in ihnen!" Ihre Augen glüheten feuriger. Die Kaiserin mußte ihr erlauben, aus dem Wagen zu steigen. — „Ja, ja!" rief sie. „Dies ist jene Anhöhe, von der ich so weit ins Land sehen konnte! Eben, wie damals, zieht sich der Weg hinauf durch die Klippen!"

Sie eilte den Hügel hinauf, sie sah jene Felsenbank, von der sie einst geraubt war. Mit zusammengeschlagenen Händen eilte sie den ihr bekannten Fußsteig hinab ins Thal und stand mit einemmale unter jener Eiche. In eben dem Augenblick trat auch Otto aus dem Gebüsch — ihm ging es, wie es Irmengard gegangen war: auch ihm war die ganze Gegend bekannt, und mußte es noch

mehr seyn, da er sie mehr durchstrichen hatte. Er wußte nicht, daß heute gerade die Kaiserin eben den Weg kam. Seit mehreren Wochen hatte er Irmengard nicht gesehen; jetzt fand er sie hier. Beide traten Hand in Hand vor, um die Aussicht in das heimische Thal ganz zu genießen. Ihre Wohnung stand noch; einzelne Schafe irrten auf dem Grasplatz umher — an dem Altare kniete der fromme Greis — mit einem lauten Freudengeschrei stürzten beide auf den Redlichen hin. Sprachlos lag er in den Armen der Dankbaren. Erst da flossen seine Worte wie seine Thränen, da er beide auf ihrer Mütter Grabe segnete.

Frommes Ergeben.

Ein Jahr hatte Isabella, glücklich und dem Wunsche ihres Herzens gemäß vertheirathet, in Cadix gelebt. Die Freuden der Gattin wurden noch dadurch auf den höchsten Gipfel des Glücks gehoben, daß sie Mutter wurde. Ein schöner gesunder Knabe lag an ihrer mütterlichen Brust und Isabellens dankbare Freudenthränen träufelten auf den Säugling; ihre Gefühle, ihren Dank konnte sie mit Worten nicht ausdrücken.

Neben ihrem Lager knieete Isabellens Mutter, die in dem Glücke ihrer guten Tochter das ihrige wiedererblühen sah. Großmutter und Mutter fühlten sich so glücklich, als sie es je gethan hatten, und sie waren immer

die Günstlinge des Glücks gewesen. Erzogen in einem der ersten Nonnenklöster Spaniens, in welchem die Schwester der Mutter Isabellens Aebtissin war, hatte Isabella sich jenen edlen, frommen, weiblichen Sinn, der in guten Anstalten dieser Art herrschend ist, zu eigen gemacht; einen Sinn, der sie das ganze jugendliche Leben hindurch begleitete und glücklich machte.

Mit diesem frommen Sinn verließ sie das Kloster, um einem der trefflichsten jungen Männer, dem Capitain Alfonso, vom Regimente Asturien, ihre Hand zu reichen. Auch Alfonso war ein edler Mann; und da war es natürlich, daß beide in ihrer Liebe und in dem schönen Verhältniß als Gatte und Gattin glücklich, — daß sie um vieles glücklicher in dem noch schönern Verhältniß als Vater, als Mutter seyn mußten.

Alfonso war bei der Geburt seines Sohnes abwesend. Geschäfte seines Berufes hielten ihn in Triana, jener Vorstadt Sevilla's auf, die durch die königliche Stückgießerei bekannt ist. Der König war nahe und Alfonso

hatte von seinem Regimente den Auftrag: alle Bedürfnisse des nahen Krieges zu besorgen. Mehrere unvorhergesehene Schwierigkeiten zeigten sich hier, und Alfonso, der seine Aufträge in wenigen Tagen beendigen zu können geglaubt hatte, sah sich genöthigt, seinen Aufenthalt auf mehrere Wochen zu verlängern.

Jetzt kam er zurück. Sein erster Weg war zu seiner Isabella, deren Mutter ihm den neugebornen Sohn unter Freudenthränen entgegen brachte. Glücklich fühlte sich der Vater in seinem neuen Verhältniß; seine Thränen flossen, da er den Säugling an sein Herz drückte; aber Isabellen entging es nicht, daß ein Zug von Unruhe, von Kummer auf des Gatten Gesicht sich zeige. Sie fragte nach der Ursache. —

„Es ist entschieden," sagte Alfonso fest als Mann, bewegt als Vater, — „der Krieg ist erklärt und — unser Regiment wird in zwei Tagen eingeschifft." — Er schwieg. Die erschrockene Isabella hatte kaum den Muth, zu fragen: wohin es gehen werde. —

„Nach Guatimala in Amerika," war Alfonso's Antwort. Still und ernst stand er jetzt da, das Drückende seines Looses, das Schreckliche einer Trennung unter solchen Umständen fühlend. Er wußte zum Troste der Gattin nichts zu sagen.

Freilich erschrak diese bei der Nachricht; die — mochte man den Krieg auch noch so gewiß vermuthet haben, immer noch unerwartet kam. Freilich drängten sich nun alle jene furchtbaren Bilder von Schlacht, Verwundung, Tod, Mühseligkeit und Verlust des Gatten für dieses Leben Isabellens Herzen um so mehr auf, je teizbarer es jetzt war. Aber da zeigte sich jener fromme, von der Vorsehung alles erwartende Sinn, in seinem schönsten Triumph. Sie ergriff ihres Gatten Hand — von Thränen oft in ihrer Rede unterbrochen, sagte sie: „geh unter dem mächtigen Schutze der Gebenedeieten dahin, wohin Dein Beruf Dich führt. Sie verläßt Dich nicht. War sie doch selbst Mutter; sie muß die Gebete und Wünsche einer Mutter erfüllen!"

Alfonso bewunderte der Gattin Muth, bewunderte, daß diese so sprach, wie sein eigenes Herz es fühlte. Gern hätte er ihr dies alles schon gesagt; er hatte aus Schonung geschwiegen. Jetzt hörte er, was er kaum geglaubt hätte — daß seine fromme Gattin ihm an Muthe gleich war. Eine Vorstellung, die viel zur Beruhigung in dieser furchtbaren Stunde beitrug. Der erste, und natürlich der angreifendste Schrecken dieser Nachricht war vorüber. Ruhiger war man von beiden Seiten; man sprach über so manches, was diese Trennung nöthig machte; und man wußte nicht, ob je ein frohes Wiedersehen sie versüßen werde, — als Isabella mit sanftem holden Lächeln sagte: „In einiger Zeit folge ich Dir. Du sollst ganz unerwartet Deinen Sohn jenseits des Weltmeeres sehen." — Alfonso war geneigt, dies für einen Scherz zu halten, durch welchen die Gattin die Wolke des Kummers auf seiner Stirn aufheitern wolle.

„Den Entschluß konntest Du fassen, Isabella? Du wolltest Dich und unser Kind den

Beschwerlichkeiten einer solchen Reise aussetzen? Wie glücklich könnte mich dort ein Traum dieser Art machen! Ob es ein bloßer Traum sey — wird die Zukunft lehren. Ich will davon nicht einmal sagen, daß ich es Dir zugeschworen habe, Dir überall zu folgen. Glaubst Du, daß ich die einzige Gattin bin, die ihrem Manne folgen wird?" — „Du hast Recht, Isabella," sagte die Mutter zu der Tochter. „Auch ich bin Deinem Vater einmal nach Mexico gefolgt und meine Liebe erhielt ihm das Leben, da er in Porto Bello dem Tode nahe war. Auch mich führte die hochgelobte Mutter des Erlösers glücklich über das Meer. Bist Du erst gesund — wer weiß, ob ich Dich nicht begleite!" — „Herrliches Weib!" rief Alfonso ganz außer sich. „Das könntest Du thun?" — Ruhiger versprach es Isabella. Geschäfte entfernten den Gatten.

Aber jetzt erst fühlte Isabella das ganze Schreckliche ihrer Lage. Vorher hatte sie ihren Schmerz mehr zurück gehalten, um den Gatten nicht zu entmuthigen; wußte und fühlte sie doch, was er in diesem Augenblick litt;

aber sie wußte und fühlte auch, was Alfonso dem Vaterlande, dem Könige und seiner eigenen Ehre schuldig war. Jetzt war sie mit ihrer Mutter allein, jetzt flossen die Thränen häufiger, ohne daß das unter diesem gewaltsamen Kampf so hart gepreßte Herz einige Erleichterung empfand.

Eben so ging es ihrer Mutter, die aus Erzählungen ihres Gatten und aus eigenem Anblick jene Gefahren und Mühseligkeiten kannte, die der Krieg in jenen Gegenden an sich schließt. Unglücklicher sahen sich wohl nie eine Mutter, eine Tochter, als hier diese beiden. Wie viel Thränen mußten hier fließen! welche Wünsche und Gebete mußten hier zum Throne der Vorsehung gesandt werden! Kaum blieb in dem bekümmerten Herzen ein Plätzchen für Mutterfreude übrig; so sehr drängte eine schwarze finstere Vorstellung die andere. Da fiel Isabellens Blick auf den Säugling. Er schien mit Engelsfreundlichkeit zu lächeln — dieser Blick richtete mehr aus, als alle Worte hätten ausrichten können; er rief alle jenen Grundsätze des festen Glaubens in das

Herz Isabellens zurück. — „Sieh, Mutter!" sagte Isabella — „wie der Junge uns beschämt. Liegt er nicht da, wie ein Engel, und lächelt, während unsere Herzen bluten?"

Mit heißen Thränen nahm sie ihn auf, um ihn an ihr Herz zu drücken. — „Ja!" fuhr sie fort. „Ja, du kleiner Engel hast mir neuen Muth gegeben. Ich will ihn beweisen; ich will Gott ehren durch Standhaftigkeit!" — „Ich habe Dir das schon sagen wollen, Isabella!" unterbrach die Mutter. „Gott wird Dich stärken in Deinem frommen Entschluß. Legt er doch niemanden mehr auf, als er tragen kann. Sieh nur immer auf den holden Engel, wenn Dein Herz muthlos zu werden droht. Der Blick einer Mutter auf ihr Kind thut Wunder!" —

Isabella versprach es, muthig zu seyn. Sie hielt Wort. Selbst an jenem furchtbaren Morgen, da ein verstärktes Geräusch in den Straßen von Cadix die Stunde andeutete, in welcher zweitausend brave Krieger vielleicht auf ewig ihrem Vaterlande und manchem schönen Freundschafts-Verhältniß ent-

sagen mußten. Selbst in jenem Augenblick, als Alfonso mit Wehmuth an der Gattin Bette, an des Säuglings Wiege trat, um sich auf eine lange Zeit von beiden zu trennen, blieb Isabella ruhiger. Mit frommem Muthe bekämpfte sie den Schmerz ihres edeln Herzens; wollte dieser über ihre Grundsätze siegen, so rief ein Blick auf den ruhig schlummernden Säugling alles zurück, was zum Siege des Glaubens nöthig war. Mit gefaßter Seele und unter Aeußerungen des heldenmüthigsten Vertrauens auf die allmächtige Hülfe der Gebenedeieten entließ sie den Gatten, dessen Herz, voll Bewunderung der frommen Gattin, jenen Muth mit ihr theilte.

Die Geschichte des Ausmarsches und der ganzen Fahrt des Regiments Asturien gehört hier nicht weiter her, als bloß in der Beziehung, daß es nach einer äußerst günstigen Reise glücklich an dem Orte seiner Bestimmung eintraf. Nur so viel verdiene hier einen Platz, daß Alfonso noch an dem Tage der Ausschiffung seiner Gattin schrieb, und diesen Brief einem nach Europa zurückgehen-

den Schiffe mitgab. Groß war Isabellens Freude, da sie so unerwartet schnell Nachricht von der glücklichen Ankunft und von der Gesundheit ihres Gatten erhielt.

Der Entschluß, dorthin zu reisen, stand immer fester in ihrer Seele; der Gedanke an Gefahren kam gar nicht auf, und den Mühseligkeiten sollte und mußte die glühende, alles aufopfernde Liebe Trotz bieten. Isabella war ganz hergestellt; ihr Sohn war gesund, die Mutter erbot sich zur Begleitung, kurz die Reise war beschlossen.

Der Hafen von Cadix, dem Mittelpunkte des spanischen Handels, dem Hauptorte der Marine, lag immer voll Schiffe, die entweder von Amerika kamen, oder zur Reise nach diesem Welttheil segelfertig lagen. Mit ihrer Mutter, mit einer ihr ergebenen Dienerin und mit Ferdinand — so hieß ihr Sohn — bestieg Isabella hoffnungsvoll ein schönes neues Schiff, das ihr besonders empfohlen war.

Es war in den letzten Tagen des Aprils, — vielleicht wegen der um diese Jahrszeit herrschenden Stürme die ungünstigste Zeit;

allein Isabellens Begierde, den Gatten zu überraschen, und mehr noch der Glaube an die Vorsehung, der unerschütterlich in ihrem Herzen wohnte, ließen der Sehnsuchtsvollen nicht den geringsten Zweifel an dem glücklichen Ausgange der Reise übrig. Mit eben der Festigkeit, mit der sie ihren Gatten hatte abreisen sehen, bestieg sie das Schiff, eine Brigg, die vielleicht mit hundert Menschen besetzt war. Mehrere der vornehmeren Bewohner der Stadt Cadix hatten sie dem Capitain, einem edeln Spanier, auf das dringendste empfohlen und dieser Mann, der zu den gutdenkenden und ehrliebenden gehörte, that alles, um für seine Gefährtin auf einer so weiten, so gefahrvollen Reise zu sorgen.

Er räumte Isabellen und ihrer Mutter den besten Theil der Cajüte ein, an seinem Tische aßen die beiden, und alles schien das Verhältniß einer guten Familie zu seyn. — Für Isabellen mußte der Aufenthalt auf einem Schiffe und die ganze Art der Reise, wie alles Neue, viel Angenehmes haben; mußte es um so mehr für sie haben, da selbst

der gemeine spanische Seefahrer sich durch ein gewisses anständiges und rechtliches Betragen auszeichnet; ein Vorzug, der sich in einem noch höhern Grade bei dem gebildetern Capitain zeigte. Ganze Stunden brachte Isabella auf dem Verdeck zu, versunken in dem Anblick jenes Weltmeeres, das sie jetzt in des Gatten Arme tragen sollte. Das ewige Einerlei, das sie um sich sah, das sich in jedem Augenblick durch einen Sonnenstrahl, durch eine Wolke verändert und doch immer jenes in verschiedenem Farbenspiel sich zeigende Einerlei bleibt der Aufgang oder Niedergang der Sonne auf dem Saume der glühenden Wellen, das sanfte Licht des Mondes, das wie in einem zitternden Spiegel neben dem Schiffe hinschwamm, die Millionen von Sternen, die über und unter dem Schiffe sich zeigten; alles dies mußte auf Isabellens frommes Herz um so mehr wirken, je mehr diese Frömmigkeit mit einer mehr als gewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung verbunden war.

Ruhig, wie Isabellens Herz, war die sie umgebende Schöpfung — günstig waren

Wind und Wetter, und alles, vom Capitain an bis zum geringsten Schiffsjungen war vergnügt. Eine schönere Reise und günstigeres Wetter hatte die kühnste Hoffnung nicht erwartet; natürlich, daß jedes Herz mit jedem Tage leichter wurde; kaum dachte man es sich möglich, daß irgend ein Unfall diese glückliche, günstige Reise unterbrechen könne, und als man vollends so weit auf dem Meere gekommen war, daß man sich über den Bereich hinaus wußte, in welchem sehr oft die afrikanischen Seeräuber die Schifffahrt beunruhigen, da kannte man gar keine Besorgniß mehr. Isabella und ihre Mutter träumten von nichts als von dem Augenblicke, in welchem sie landen, in welchem sie Alfonso überraschen würden.

Manche Stunde füllte dieses schöne Gemälde aus, wenn Isabella und ihre Mutter jeden Zug desselben mit weiblicher Beredsamkeit ausmahlten; wenn besonders Isabella, vergessend, daß Ferdinand erst einige Monat alt war, diesem mit mütterlicher Redseligkeit die Freude schilderte, die ihnen bei dem Wie-

dersehen des Vaters blühen werde. Die Glücklichen! wie gut war es, daß keine Ahnung ihnen den folgenden Tag zeigte, daß ihnen der furchtbare Wechsel des Looses sterblicher Menschen verborgen war! —

Auf keinem Schiffe wird der Gottesdienst so regelmäßig gehalten und so andächtig abgewartet, als auf den Schiffen der Spanier. Jedes derselben, wenn es eine weite Reise unternimmt, nimmt einen Pater mit; dies geschieht weniger deshalb, weil es einmal Befehl des Königs ist, sondern mehr, ungleich mehr aus jenem andächtigen Gefühl, das den Spanier nie verläßt und in welches er nur zu oft den ganzen Werth seiner Religion setzt. — Ein solcher Schiffspater steht im höchsten Range; sich an ihm vergehen, und besonders dann, wenn er in seinem Chor-Anzuge erscheint, würde mit der härtesten Todesstrafe belegt werden. Gewöhnlich werden dazu Männer von Ansehen und vom besten Rufe gewählt. Der Geistliche, der diese Reise mitmachte, war ein trefflicher Mann, von Bildung, Kenntniß und Betragen; ein Mann

dessen Umgang jeder gern suchte, und der daher auch mit dem Capitain und den übrigen Officieren in jenem schönen Verhältniß stand, das Ehre giebt und Ehre erndtet. —

Die gewöhnliche Abendbetstunde war vollendet; sie hatte heute, am Namenstage eines Heiligen länger gewährt — als der Steuermann in die Cajüte trat und mit einer gewissen Beklommenheit äußerte, daß er einen harten Sturm befürchte. — „Ich fürchte nichts für das Schiff," setzte er hinzu, „wir haben offene See; auf hundert Meilen ist kein Land, findet sich keine Klippe, die uns gefährlich werden kann. Indeß will ich doch hiermit alles gemeldet haben. Laßt doch jeden auf seinem Posten sich einfinden, Capitain, der Sturm kann in jeder Minute losbrechen; wie ein Gebirge steht das Gewölk vor der Sonne und die See geht schon hoch."

Der Steuermann ging fort. Mit etwas erzwungener Unbefangenheit legte der Capitain jene festere, schützende Kleidung an, die er im Sturme zu tragen pflegte. „Es wird

vielleicht so arg nicht seyn," sagte er, „indeß melden muß der Steuermann. Ich hoffe, noch vor Mitternacht sehen wir uns wieder!" — Mit einer gewissen Aengstlichkeit verschloß er die Laden vor den Fenstern der Cajüte und bat ernstlich, ja kein Fenster oder keine Thür zu öffnen. Einem jeden der Zurückgebliebenen die Hand reichend, ging er fort. Das Schiff fing nun an, sich stärker und gewaltsamer zu bewegen, jener frühere ruhige, dem Schwimmen eines Wasservogels ähnliche Gang des Schiffes verwandelte sich in ein Hüpfen, das nach Verhältniß der Wellen bald stärker, bald schwächer, bald geschwinder, bald langsamer zu spüren war. Die Wellen selbst flogen brausend, heulend und pfeifend neben dem Schiffe hin, oder schlugen, das Zerschmettern der Füllung drohend, mit furchtbarem Geräusch an die Wände des Schiffes. Laut heulte der Sturmwind in dem Seegelwerke, — furchtbar knarrten die Maste und drohten aus ihren Fugen zu weichen — gräßlich war das Klappern der an den Masten umher geworfenen Seegelstangen; schrecklich war

das Rufen der Matrosen und der Schiffsleute. Aber, in welcher Unruhe, in welcher quälenden Angst saßen die Verlassenen in der, von der hin und her schwankenden Schiffslaterne spärlich erleuchteten Cajüte! In welcher Angst mußte Isabella dasitzen, die kaum ihren Säugling auf ihren zitterden Armen halten konnte; sie, die bei dem Schwanken, bei dem plötzlichen Steigen, bei dem plötzlichen Sinken des von den wilden Wogen umhergeworfenen Schiffes, kaum im Stande war, sich aufrecht zu halten. An sich selbst dachte sie weniger, an ihr Kind, an ihre Mutter desto mehr.

Nahe der Verzweiflung saß sie hülflos auf dem Boden der Cajüte — mit ihren Armen den Säugling umschlingend, sich selbst den harten Stößen an Wände und Täfelei der Cajüte preis gebend. Auf den Knieen lagen laut betend Isabellens Mutter und Dienerin; die Armen konnten zum Troste der Unglücklichen nichts thun, als für sie und für sich selbst beten. Ruhiger saß der Pater, seinen Rosenkranz in Händen habend und

leise betend, da. Er hatte sich auf sein Schicksal vorbereitet; ruhig und entschlossen erwartete er seinen Tod; für ihn konnte er das Schrecklich: nicht haben, das er für Isabellen haben mußte. Ihm weinte kein liebendes Auge nach und für ihn hatte dieses Erdenleben der Freuden zu wenig gehabt, als daß er es nicht entschlossen mit dem Tode hätte vertauschen sollen, wenn dieser sich ihm nahe. Ganz anders war es mit Isabellen. Ihr Herz ließ zu viel auf der Welt zurück. —

Die Rückerinnerung an frühere freudenvolle Tage, der Schmerz, die schönste ihrer Hoffnungen, das Wiedersehen des Gatten vereitelt zu sehen, wirkte so stark auf ihre Seele, daß sie es kaum bemerkte, wie der Sturm immer zunahm — wie die Bewegung des Schiffes immer stärker wurde, und wie mit jedem Augenblick das Zerscheitern, der völlige Untergang des Schiffes näher kam. Wie lange dieser furchtbare Zustand dauerte, konnte keiner von denen, die in der Cajüte waren, bestimmen. Wer möchte dies auch von ihnen verlangen können! Es war jetzt

völlige Finsterniß — die Laterne war verlöscht. Dunkel, wie das Grab, war der Aufenthalt, in welchem die Unglücklichen hin und hergeworfen wurden.

Da erschallte es über ihren Häuptern und unter ihren Füßen wie ein furchtbarer Donnerschlag. Schrecklicher wurde das Brausen, gräßlicher schlugen die Wellen an die Schiffswände, die Cajütenthür wurde aufgesprengt — der Capitain stürzte mit der Nachricht herein, daß das Schiff auf Felsen gerathen, daß es fest sitze, daß es keine Viertelstunde der Gewalt der Wellen mehr widerstehen könne, daß man Land in der Nähe vermuthe und daß man alle die Böte besteigen und sich der Gewalt des Allmächtigen überlassen wollte.

Das einfallende Morgenlicht hatte die Unglücklichen geblendet; sie saßen ganz verwirrt da; mehr aber mußten des Capitains Worte die Armen erschrecken. — Der Capitain ergriff Isabellens und ihrer Mutter Hand. Er wollte sie zu dem Boote führen — Isabella sah, wie die schäumenden Wellen

über das Verdeck hinschlugen — erschrocken blickte sie in die gräßliche Umgebung, wo die Wellen wie Schneegebirge sich zu häufen und dann wieder zu sinken schienen. Entschlossen riß sie ihre Hand los. — „Ich bin hier auf dem Wrack sicherer, als Ihr in dem Boote, das die Wellen im ersten Augenblick verschlingen kann. Ich bleibe mit meiner Mutter, mit meinem Kinde hier." Vergebens war alles Zureden — vergebens die Gewalt selbst, die der Capitain anwandte. Er mußte fort, gedrängt von dem Toben seiner Schiffsleute.

Alle bestiegen das Boot — nur Isabella, ihre Mutter, der Säugling Ferdinand und jene treue Dienerin blieben zurück, indeß die beiden Böte wie leichte Federn im Winde dahin flogen und bald in den Wellen verschwanden. — „Wir erwarten hier ruhig unsern Tod," sagte Isabella — da brach plötzlich ein leuchtender Strahl der Sonne durch das Gewölk. —

„Ist dieser Sonnenstrahl ein Zeichen unserer Rettung?" rief Isabella mit festem Vertrauen, als die Wolken sich plötzlich zerrissen

und die Sonne den grausenerregenden Auftritt erleuchtete; ein Phänomen, das auf der See bei starkem Sturme nicht zu den ganz seltenen gehört.

Aber — was Isabellens Vertrauen und Hoffnung auf Hülfe noch mehr hob, war der Umstand, daß das, durch den Abgang der Besatzung leichter gewordene Schiff sich hob, über jenes Riff hinglitt und nun im hellen Sonnenschein die Wellen durchschnitt, wie der Vogel die Luft. — Die Wellen wurden jetzt gestreckter und länger — die dicken Wolken schwanden, der reine blaue Himmel zeigte sich von allen Seiten und prächtig glänzte die Sonne über der, einer Reihe entfernter Gebirge ähnlichen, aufgewühlten Fläche des Meeres. Leicht fuhr das Schiff dahin — es hatte weiter keinen Schaden erlitten, als daß der große Mast gebrochen war und neben dem Schiff hinschleppte.

Jene schaukelnde Bewegung des Schiffes hatte sich verloren, da die Wellen sich ebneten. Fast den halben Tag fuhren die, ihre Rettung immer mehr Hoffenden fort, als sie aus der

Ferne, von der Sonne erleuchtet, etwas sahen, das sie sich nicht erklären konnten. Verwundert blickten sie danach hin, das Schiff trieb mit Pfeilschnelle auf diesen unbekannten Gegenstand hin, er wurde mit jedem Augenblick deutlicher. Es war ein Land mit Gebirgen, mit Waldungen, das sich vor ihren Blicken zeigte. Welcher Wunsch war natürlicher, als der, daß das Schiff an diese Küste, die so schön vor ihnen lag und die mit jedem Augenblick neue Reize entfaltete, landen möchte; ein Wunsch, der um so inniger war, je weniger die armen weiblichen schwachen Wesen zu der Erreichung desselben beitragen konnten. Jetzt war man dem Ufer nahe.

Vielleicht war es Zufall — vielleicht Wirkung des frommen Glaubens Isabellens, daß die Strichwellen das Wrack an eine Stelle führten, wo keine Brandung war, in eine Art von Bucht, in der das Wasser still wie die Fläche eines Teiches vor ihnen lag. Zum Glück mußte jener neben dem Wrack hinschleppende Mastbaum hier an einer vorragenden Klippe hängen bleiben —

das in seinem Fortgange gestörte Schiff machte nun, an dem Tauwerke mit jenem Mast zusammenhängend, einen Bogen, und legte sich fest an das Ufer. Einen bequemeren und sicherern Platz zum Landen konnten die Geretteten nicht finden, nicht wünschen. Dankbar froh verließen sie das Wrack.

Die Gegend, in der sie landeten, war felsigt; klar floß ein Bach zwischen den Klippen hin. Eine nahe Höhle schien mehr das Werk menschlicher Hände als der Natur zu seyn — obgleich nichts zu sehen war, das nur einigermaßen auf Bewohner hätte schließen lassen. In dem Bache badete Isabella den Knaben; dann ging sie jener Höhle näher, um einen Platz zu suchen, auf dem sie mit ihrem Kinde ruhen könne.

Aber wie wurde ihr in dem Augenblick, da sie auf der Seite einen zu einem Altare kunstlos geformten Felsblock sah? da sie bemerkte, daß auf demselben ein eben so kunstlos geschnitztes Crucifix, von einer blühenden Pflanze umschlungen, ihr in die Augen fiel? — Außer sich vor Rührung legte sie ihren

Sohn in die wärmenden Sonnenstrahlen auf der Erde nieder; sie selbst warf sich auf ihre Kniee — ihr und ihres Kindes Schicksal der sorgenden Vorsehung in heißen Gebeten empfehlend. Neues Vertrauen kehrte wieder in ihr Herz zurück, und jener stille Frieden, ihrer reinen schuldlosen Seele Eigenthum, zeigte sich in seiner ganzen beseligenden Wirkung. Voll zuvorsichtlichen Muthes nahm sie ihr Kind auf ihre Arme, um nach ihrer Mutter, nach ihrer Dienerin zu gehen. Diese — besonders aber die letztere, hatte schon angefangen, mehrere Nothwendigkeiten aus der Cajüte des Schiffes an das Land zu bringen. Die Dienerin war eines Schiffers Tochter; aus Erzählungen ihres Vaters wußte sie zu Manchem Rath, worauf Isabella und ihre Mutter nicht leicht verfielen. Mutterliebe gab jener Kräfte, der treuen Dienerin zu helfen und nur wenige Stunden waren nöthig, und die Geretteten sahen sich mit vielem versehen, das ihnen für den Aufenthalt in dieser Gegend so nothwendig war.

Alles wurde in jene nahe Höhle gebracht;

ein Aufenthalt, der Schutz und Schatten gab und besonders durch jenen nahen Bach für sie so wichtig wurde. Die sorgende Treue der Dienerin hatte einige Betten und Matratzen in die Höhle gebracht — ruhiger durch die Freude der unerwarteten Rettung gemacht, überließ man sich hier dem Schlafe, der allen so nöthig war. Ruhig und ungestört genossen die Glücklichen seiner Wohlthat — gestärkt erwachten sie am Morgen — ihr erstes war es, vor jenem Altare sich niederzuwerfen, und dann erst unternahmen sie es, ihren Aufenthalt näher kennen zu lernen. Die Höhle war klein; ein klarer feiner Sand bedeckte den Boden, mehrere kleine vorspringende Blöcke bildeten Bänke und Tische; eine menschliche Hand schien sie dazu geformt zu haben.

Die Höhle selbst lag in einer Felsenwand, die in einem Halbzirkel mit beiden Enden das Meer berührte. Die Felsenmauer schien unersteiglich, nicht sowohl durch ihre Höhe, als durch ihre senkrechte Form. — „Ein sicherer Aufenthalt!" sagte Mauritia,

so hieß die Dienerin. — „Aber einen Ausweg muß ich finden!" — Mit diesen Worten nahm die Kühne einen aus dem Wrack mitgenommenen Säbel und einen Korb, und so ging sie, mit Muthe, den nur der heiligste Beruf gewähren kann, auf jene Felsenwand hin, während Isabella mit ihrer Mutter in der Höhle zurück blieb.

Natürlich, daß bei diesen beiden die Freude über ihre unerwartete Rettung, einer unruhigen, kummervollen Stimmung Platz machen mußte. Was sahen die Armen vor sich? Welche Zukunft lag vor ihren Blicken? Würden sie von hier gerettet werden können? Würde sich hierher ein rettendes Fahrzeug verlieren? In welcher Gegend befanden sie sich? Würde diese Höhle ihnen Schutz gegen jede Witterung geben? Würde die Gegend, würden die nackten Felsen ihnen Nahrung schaffen? — Diese Fragen würde jeder sich selbst gethan haben. Auch diese Besorgten thaten sie sich selbst und Keiner äußerte seine bangen Vorstellungen, aus Furcht, des Andern Vertrauen zu lähmen.

Isabella saß weinend da. Ihre Thränen fielen auf den Säugling, der lächelnd und behaglich auf seiner Mutter Schooß sich dehnte. Sein Lächeln rief in Isabellens Herz jenes Vertrauen zurück. — „Nein!“ rief sie laut. „Dich armes Kind kann Gott nicht verlassen. Schon deinetwegen muß er uns helfen.“ — Eben so fühlte, so dachte die geprüftere Mutter. Auch ihr Herz wurde stärker bei dem Anblick der glücklichen Unschuld. — „Wir wollen das unsrige thun,“ sagte sie. „Was wir aus dem Wrack noch retten können, wollen wir ans Land bringen. Der nächste Sturm möchte uns unsere Hülfsmittel rauben.“

Jetzt ging sie, um Mauritien zu rufen, als diese mit einem gefüllten Korbe schwertragend zurückkam. Sie setzte den Korb nieder — er war mit Früchten gefüllt, wie der südliche Himmelsstrich sie so verschwenderisch liefert. Der Anblick dieser labenden Beute goß neuen Muth in die Herzen. — „Verhungern und verdurften werden wir hier nicht,“ sagte Mauritia mit heiterem Blick.

„Aber Menschen möchten wir nie sehen. Das Land ist eine Insel, die vielleicht viermal so groß ist, als unsere Vaterstadt Cadix. Sie ist bloß auf dieser Seite felsicht — auf der andern Seite ist sie ein Paradies.“

Mochte die Erzählung noch so geeignet seyn, den zu beruhigen, der sie hörte, für Isabellen und ihre Mutter mußte sie es weniger seyn. Schon das Wort: Insel — und noch dazu, eine so kleine Insel mußte sie beunruhigen. Wie selten würde hier ein Schiff landen wie selten ein Fahrzeug dieses vielleicht ganz unbekannte Eiland besuchen? Dies waren die einzigen Vorstellungen. — Das einzige, was ihnen noch Hoffnung, aber äußerst schwache Hoffnung gab, war jenes Crucifix.

Vielleicht wohnt hier ein Einsiedler, — vielleicht besucht irgend ein Frommer zu Zeiten diese Gegend; dies war das einzige, auf das Isabellens Mutter fiel; das einzige, das den glimmenden Funken der schwachen Hoffnung gegen das völlige Verlöschen sicherte. Aber wie schwach war diese Hoffnung!

„Konntest Du von allen Seiten das Meer

sehen?" fragte Isabellens Mutter Mauritien. „Sahest Du nichts, das einem Schiffe ähnlich war?" — Die Dienerin bejahete das erste dieser Frage. — „Aber nach einem Schiffe sah ich mich nicht um. Die Insel ist zu schön. Ich vergaß Schiff und alles," setzte sie mit heiterm Blick hinzu.

„O Du Glückliche!" sagte Isabellens Mutter. „Du scheinst von dem Kummer wenig zu fühlen, der unser Herz quält." — „Kummer? Wüßte ich doch nicht, weshalb ich mich damit plagen sollte! Wo wir sind, wissen wir nun einmal. Auf einer schönen Insel. Mein Rath ist — wir nehmen vom Wrack, was nicht nagelfest ist. Hier können wir alles gebrauchen; und alles gehört unser." — „Darin hast du recht, Mauritia, das wollen wir thun. — Die Anstalten wurden gemacht, das Schiff auszuleeren. Die Grotte selbst lag bald voll Lebensmittel und Nothwendigkeiten; der Platz vor derselben nicht weniger. Selbst ein Zelt hatte Mauritia mitgenommen, um die unter freiem Himmel liegenden Vorräthe zu decken. Eine Reihe

schöner günstiger Tage förderte alle diese Arbeiten — es fehlte an dem ganzen Haushalt nichts, und wenn auch wirklich manche ganz unnöthige Arbeit unternommen wurde, so hatte doch diese den großen Vortheil, den jede Arbeit hat: sie zerstreuet, und der Unglückliche vergißt seinen Unmuth. Das leere Wrack lag indeß am Ufer.

Jetzt wollte man den Wohnort genauer kennen lernen; eine Neugierde, die gewiß ganz am rechten Orte war. Mauritia, die kühner und körperlich gewandter war, als die andern beiden, führte diese auf einem bequemen Wege, den sie bei dem öftern Holen der Früchte entdeckt hatte. Jener neben der Grotte fließende Bach führte dahin; an seinem Ufer zog sich ein schmaler Fußsteig durch ein verworrenes Gewinde von Felsenstücken fort. Auch hier waren Spuren menschlichen Fleißes — hier waren mehrere Blöcke fortgeräumt, an manchen Orten lagen Felsenstücke aufgethürmt, um eine Schluft zu verbergen. Mit Verwunderung blickte Isabella auf dies alles, ohne sich erklären zu können, wer diese

künstliche Einöde angelegt habe, und weshalb sie unbewohnt sey.

Man erstieg auf einem bequemen Wege die höhere Felsenwand, die Aussicht war schön, die Insel bildete einen Garten, einen Lustwald, mit allen Reizen der kühnsten Einbildungskraft verschwenderisch geschmückt. Ein Thal breitete sich aus, das einen Wald von nie gesehenen Bäumen bildete. In unendlicher Mannichfaltigkeit zeigten sich hier Formen und Farben der Blätter und Blüthen, der Aeste und der Früchte; im buntesten Gemisch prangten Blumen, von Schmetterlingen umgaukelt, und der Gesang verschiedener Vögel schallte aus dem Dickicht des Thales herauf.

Alles dies war, wie ein Gemälde, von dem dunkeln, überall hervorscheinenden Meere umgeben und mit sehnenden Blicken spähete Isabella, ob nirgends ein Segel sich zeige. Da gewahrte sie in weiter Ferne ein blendend weißes Segel; ein Anblick, der ihrem Herzen wohl that. Mochte jenes Schiff sich immer weiter entfernen; mochte es endlich zu einem verschwindenden Pünktchen werden; es gab doch

Hoffnung, daß hier Schiffe durchgingen; es vermehrte doch die Aussicht, durch ein solches von diesem Eilande abgeholt zu werden. Mit unglaublicher Mühe richteten die Einsiedlerinnen auf jener Felsenspitze eine Seegelstange auf; ein großes Stück der spanischen Flagge diente zum Fänal; — und so voll des Bewußtseyns, das ihrige gethan zu haben; voll der Hoffnung einer vielleicht schon nahen Errettung, ging Isabella heiterer nach der Höhle zurück, als sie diese verlassen hatte.

In der That schien nichts, als die Gewißheit, bald diese schöne Einöde zu verlassen, an Isabellens Glück zu fehlen; eigene Genügsamkeit von ihrer Seite, Mutterliebe und treue Anhänglichkeit von der Seite ihrer Mitbewohnerinnen mußten einem edlen Herzen die Tage dieses Aufenthaltes versüßen; zumal, da es keinem an Beschäftigung fehlte; da Freundschaft und Einigkeit die Herzen verband. — Das Klima war freilich heiß, aber nicht unerträglich. Die Seelüfte milderten die Gluth der Sonne; die dicken Wälder gaben Schatten und Früchte; er-

quickend waren besonders am Abend und am Morgen die Blüthendüfte und daher brachten auch die Bewohnerinnen die Abende größtentheils auf jenem Felsen hin, von dem sie eine so schöne weite Aussicht hatten. Im glühenden Feuer lag dann das Meer von den Strahlen der sinkenden Sonne erleuchtet, wenn unter ihnen die Insel selbst schon in nächtlichem Dunkel lag. Erst spät gingen die, sich immer mehr an ihren Aufenthalt Gewöhnten in die Höhle zurück. Ruhig vergingen ihnen die Nächte, da kein Vorwurf das Herz belastete. — —

So lagen sie — es mochten zwei bis drei Wochen seit ihrer Landung vergangen seyn — eines Morgens in ihrer Grotte. Isabella von ungewöhnlicher Unruhe geweckt, war früher erwacht. Mit Thränen blickte sie auf Ferdinand, dessen Gesicht, von dem Lichte des Mondes beleuchtet, heute dem Gesicht ihres Gatten Alfonso zu auffallend ähnlich war. Beschäftigt mit diesem Anblick und mit den Empfindungen, die er hervorbrachte, vergaß sie alles — nur Alfonso, nur Ferdinand nicht.

Da hörte sie plötzlich ein lautes Rufen männlicher Stimmen über sich — erschrocken, und nicht wissend, ob Freude, ob Schrecken die Folgen dieses ganz unerwarteten Rufens seyn würden, weckte sie ihre Mutter und Mauritien, als einige Flintenschüsse fielen, deren Schlag wie das Rollen eines gedehnten Donners in dem Walde fortlief. — Alle drei standen erschrocken auf. Aus früheren Erzählungen von den Grausamkeiten der afrikanischen Corsaren unterrichtet, fürchteten sie hier etwas Aehnliches, als über ihnen mehrere spanische Ausrufungen schallten, als sie deutlich hörten: — „Wo sind denn die Unglücklichen, die jene Nothflagge aufgesteckt haben? Warum meldet Ihr Euch nicht? Auch wir sind Spanier!"

Jetzt war alle Besorgniß geschwunden. Alle drei traten vor — alle drei riefen; — sehen konnten sie von den Spaniern nichts als die Hüte, aus denen sie schlossen, daß es Soldaten waren. Mauritia eilte auf jenem verborgenen Fußsteige fort, um die Retter mit dem Stande und Schicksal der Einsiedlerin-

nen bekannt zu machen. Bald kam sie zurück, mehrere bewaffnete Männer folgten ihr.

Isabella, die ihnen entgegen ging, erkannte im hellen Scheine des Mondes die Uniform des Regiments Asturien. Vor Schrecken und Freude außer sich, wollte sie eben nach ihrem Gatten fragen, als — der Anführer dieses Commandos sich vordrängte und mit dem lauten Ruf: „Jesus! Meine Isabella!" in ihre Arme stürzte. Es war wirklich Alfonso. —

Wer würde dies Wiedersehen beschreiben können? —

So sehr diese ganze Begebenheit einem Wunder ähnlich ist, und so sehr sie außer den Marken der Möglichkeit zu liegen scheint, so natürlich war sie. Das Regiment Asturien hatte in mehreren Vorfällen sehr gelitten; mehr aber noch durch ansteckende Seuchen in dem ungewohnten Klima so leicht erzeugt und dem Europäer so gefährlich. — Um sich zu erholen, und um die Ersatzmannschaften zu empfangen, die von Europa aus unterwegs waren, wurde dem Regimente die, in

dem damals noch nicht an den nordamerikanischen Freistaat abgetretenen Florida liegende Stadt Augusta angewiesen.

In mehreren kleinern Schiffen ging es dahin, und alle die Capitains dieser Schiffe hatten den Auftrag von der Regierung, die kleinen Inseln in dieser Gegend, unter dem Namen der Inseln unter dem Winde, zu untersuchen, ob hier nicht aus dem letzten Sturme Schiffbrüchige anzutreffen wären.

Jener Sturm, der Isabellen auf die Insel trieb, hatte mehrere Schiffe an den Küsten zertrümmert. Möglich, daß Alfonso fürchtete, Isabella sey schon von Cadix abgereiset; möglich, daß ihn auch seine Menschlichkeit und sein Beruf zu allem Fleiß in diesem edlen Berufe antrieb. Genug, daß er keine der kleinern unbewohnten Inseln undurchsucht, keine der Klippenreihen unerstiegen ließ.

Vergebens war seine Mühe. Nirgends fand er Menschen; aber desto mehr Schiffstrümmer und umhertreibende Wracks. Schon gab er die Hoffnung auf, als er nahe

an die Insel kam, die Isabella bewohnte. Die wehende Flagge fiel ihm auf — er stieg aus, durchsuchte den ganzen Abend die Waldung, hörte in der stillen Nacht auf jenes Geräusch.

Mitten in der mondhellen Nacht erstieg er jene Klippe und sah unten jenes Zelt, jenes am Ufer liegende Wrack. Herabzusteigen versuchte er vergebens; die Klippen waren zu steil. Er rief jetzt — er ließ seine Leute Feuer geben. So fand er hier Unglückliche, und unter diesen seine Isabella, seinen Ferdinand.

Die

Räuber.

Glücklich hatte der Marchese Leontino in seiner Ehe mit Maria Spontini gelebt, als er die Gattin durch den Tod verlor. Die Thränen, die er der Verstorbenen nachweinte, waren gerecht. Maria hatte durch ihr edles Herz und durch die glühendste Liebe zu ihrem Gatten diese Ehe zu einer der glücklichsten in Florenz gemacht, und es war für den Hinterbliebenen kein geringer Trost, als er die allgemeine und aufrichtige Theilnahme bemerkte, mit der die ganze prächtige Hauptstadt das Andenken Mariens ehrte. Freilich, ein geringer Ersatz für den Verlust selbst; allein seinem sanften Herzen that nichts so wohl, als das verdiente Lob, das seine Ga-

tin von jedem erhielt. Jeder fühlte Mariens Tod; jeder glaubte, ihm sey jemand abgestorben.

Der Marchese war von jetzt an beständig allein und einsam; er hatte nicht einmal den Ersatz, daß Kinder um ihn waren; denn er hatte nur zwei Töchter gehabt, die schon früher zu Grabe getragen waren.

Vergebens suchten Leontino's Freunde jedes Mittel, ihn zu trösten, hervor; sein Herz war jeder Beruhigung verschlossen. Die Freude ekelte ihn an, und selbst die Freundschaft der Edelsten bemühte sich umsonst, den Kummer zu verscheuchen, der seines Lebens Keime so sehr angriff. Er floh ihren Umgang, und fand sich in seinem Schmerze nicht wohler, als wenn er einsam die schöne Allee vor seiner Villa durchstrich und hier in seiner Einbildung alle die Träume, diese glücklichen Träume der Vergangenheit zurückrief. Leontino gehörte nicht nur zu den Bessern und Edleren der Hauptstadt; sondern auch zu den Begütertsten und Reichsten. Mehrere Paläste dieser schönen Stadt waren sein Eigenthum

und überdem besaß er zwei Villa's, die in der schönsten Gegend der so reizenden Umgebung der Hauptstadt lagen. Aber jetzt hatten diese beneideten Vorzüge für ihn keinen Werth mehr und das, was ihm sonst ein so reines und angenehmes Vergnügen gewährte, Baukunst, Gemäldegallerien, Sammlungen von Naturmerkwürdigkeiten — alles dies hielt er jetzt kaum eines flüchtigen Blickes werth. Fehlte ihm doch seine Maria, an deren Hand er jene Bildergallerien durchging; mit der er überlegte, was er bauen wollte; die jede neue Anlage mit angeborenem Scharfsinn prüfte und mit Kennerauge jede Wirkung einer solchen Anlage übersah. —

Der Schmerz hat seine heiligen Rechte, die freilich um so länger dauern, je edler das Herz ist, das ihn fühlt und je weniger es von jenem Leichtsinn beherrscht wird, den oft die tiefste Wunde kaum rührt. Allein jeder Schmerz findet auch seine Grenzen; die spätere Gegenwart bietet manches dar, was ihn schwächt; andere Gegenstände treten vor.

Leontino hatte zwei Jahr das Andenken

an seine Maria in jenem stillen Schmerz geehrt, der ihn gegen Alles gleichgültig, selbst gegen die Freundschaft Edler gleichgültig gemacht hatte. Jetzt — und vielleicht war nie ein Eigennutz erlaubter — jetzt beschlossen diese, alle ihre Kräfte aufzubieten, den trefflichen Freund wieder für sich zu gewinnen. In ihren Zirkeln hatte Leontino nur zu sehr gefehlt, zu sehr war er vermißt. In Novicelli, jener reizenden Vorstadt von Florenz, dicht an jenem schönen Gehölz, das unter dem Namen La Cascine bekannt ist, hatte Leontino eine kleine Wohnung, die am Arno lag.

Sie war der Lieblingsaufenthalt des Verlassenen, der sich nirgends so wohl fühlte, als an dem Orte, wo Maria so gern gewesen war. Der in dieser Gegend so schöne Frühling war angebrochen — heute war Leontino's Geburtstag, — einsam und unter Thränen dachte er jetzt an jene glücklichen Zeiten zurück, in denen Maria sich dieses Tages freute. Heute saß er einsam in der Laube, als ein ferner schöner Gesang mehrerer

Stimmen, begleitet von der schönsten Musik in sein Ohr fiel. Die Musik war ernst; sie näherte sich jenem schönen Kirchengesange, der die Feier des römischen Gottesdienstes so sehr hebt.

Leontino wurde aufmerksamer; mit jedem Tone, den er hörte, flossen seine Thränen häufiger; die Eisrinde von seinem Herzen schmolz; sein Schmerz wurde milder und neue Wünsche, wieder glücklich zu werden, neue Hoffnungen, es werden zu können, stiegen in seinem Herzen auf. Er stand auf, er ging dankbar nach der Gegend hin, aus der diese allmächtigen Töne zu ihm herüberschallten, und — fand seine Freunde, die dies veranstaltet hatten. Sie wünschten ihm Glück zu diesem Tage.

Einer seiner Freunde, Marco Spontini, galt seinem Herzen besonders viel. Auch er hatte den wärmsten Antheil an Leontino's Verlust genommen. Jetzt nahete er sich und stellte es ihm mit ernster, nachdrücklicher Würde vor, daß sein Schmerz ihn zum Selbstmörder machen werde, und daß es Pflicht

für ihn sey, jene Grundsätze der Selbstüberwindung zurückzurufen, die Leontino früher schon in einem so hohen Maaße gezeigt habe. Leontino war heute geneigter, das zu hören, was sein Freund ihm sagte. Der Tag selbst und die Veranlassung, weshalb er ihm feierlich war; selbst jene Musik, die sein empfängliches Herz geweckt und vorbereitet hatte, alles dies regte verstärkt den Wunsch bei ihm auf, sich dem Leben wiederzugeben. Er versprach seinen Freunden, ihren gutgemeinten Aeußerungen zu folgen.

Wenige Tage wurde es ihm freilich fast unmöglich, das ganz zu werden, was er wieder werden sollte; aber — es glückte ihm, in diesem Kampfe mit sich selbst, Sieger zu bleiben; es glückte ihm um so mehr, da selbst die Religion und der fromme Glauben einen Leidenden unterstützen mußten, der in den Tagen des Glückes immer auf ihre Stimme gehört hatte. — Freilich merkte der Vierzigjährige mit Schmerzen, daß ihm ein Weib fehlte; oft machte ihn dieser Gedanke so ernst, daß seine Freunde einen Rückfall in seine,

nahe an Melancholie grenzende Stimmung fürchteten; aber sie waren zu schonend gegen den Feinfühlenden, als daß sie auch nur im geringsten diese Saite hätten berühren sollen. Dies überließen sie klüglich der Zeit und dem eigenen Herzen des Freundes.

Unter die Freunde Leontino's konnte man mit Recht den Marchese Campi rechnen, der mit ihm von gleichem Alter und von gleichen Grundsätzen war. Aber, mehr noch waren Isabella Campi und Maria Leontino Muster der Freundschaft gewesen, und gewiß fühlte keine der Freundinnen den Tod Mariens so tief, so aufrichtig, als Isabella Campi. Kaum ein halbes Jahr nach Mariens Tode traf Isabellen der nach härtere Schlag, ihren Gemahl durch den Dolch eines Banditen zu verlieren, den ein mächtiger tückischer Feind zu diesem Morde erkauft hatte.

Eine längere Zeit war verschwunden, als Leontino, der jetzt das Leben lieb gewonnen hatte, mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit die schöne Wittwe betrachtete, und sich mit der Frage beschäftigte, ob diese

wohl nicht Mariens Stelle ersetzen könne? — Nur ein Umstand schien ihm im Wege zu stehen: Isabella hatte einen Sohn, einen Knaben von vorzüglichen Geistesfähigkeiten, aber auch von eben so grenzenlosem Leichtsinn und Stolz. Oft hatte er sich die Frage als bejahend beantwortet; aber immer stand dann das Bild jenes Knaben warnend vor seiner Seele. Dann glaubte er in voraus, sich in seinem Alter unglücklich zu sehen, wenn vielleicht die zu nachgiebige Mutter es nicht gern sähe, wenn der Stiefvater ernstere Maßregeln anwende, um den Verzogenen vom Wege des Verderbens abzuhalten.

Vielleicht war es der einzige Fehler, den man Isabellen mit Recht vorwerfen konnte. Sie liebte ihren Fernando und — ließ sich dies zu sehr merken.

Leontino wagte es endlich, mit einem seiner Freunde über seine, aus wahrer Achtung zu Isabellen entsprungene Liebe zu sprechen. Offenherzig erwähnte er des Kindes und äußerte eben so redlich seine Bedenklichkeiten. Möglich, daß dieser Freund sich mehr

das Verdienst, eine Heirath gestiftet zu haben, machen wollte, aber auch eben so möglich, daß sein Urtheil Sache und Sprache seines Herzens war. Genug, er wußte Leontino zu überzeugen, daß es mit einem Stiefvater eine ganz andere Sache als mit einer Stiefmutter sey. Jener werde bald durch Liebe der Mutter zum wahren Vater eines solchen Kindes, da hingegen eine Stiefmutter den wahren Vater bald in einen Stiefvater umwandeln könne. Fernando sey freilich der Liebling seiner Mutter; allein bald werde diese in Hinsicht der Erziehung des Kindes eben so denken, wie Leontino, und wenn dies auch der Fall nicht ganz seyn sollte, so wäre das auch noch kein Hinderniß einer glücklichen Ehe, da dies Kind ja ganz auf seine Mutter angewiesen sey. — Ansichten, die Leontino bald glaubte, weil er sie wünschte. —

In wenig Wochen war Isabella Leontino's Gattin. Beide lebten dem Anscheine nach glücklich; beide würden es ganz gewesen seyn, hätte sich nicht, wie ein feindseliger Dä-

mon, der unglückliche Fernando zwischen beide, einander sonst so werthe Herzen gedrängt.

Fernando war jetzt dreizehn Jahr alt. Er war unzufrieden mit seiner Mutter, daß diese ihm den strengern, festern Leontino zum Vater gegeben hatte. Gewohnt, von erster Kindheit an, jeden Wunsch, mochte er noch so thöricht seyn, von der Mutter erfüllt zu sehen, mußte es seine kindische Eitelkeit tief kränken, wenn Leontino, statt des Knaben Wünsche zu erfüllen, diesem oft ernste Vorstellungen, öfterer noch verdiente Vorwürfe machte. Mit einem gewissen Trotz hörte Fernando dies an, und gewöhnlich klagte er dann seiner zu schwachen Mutter, was er vom Stiefvater hätte hören müssen.

Mit dieser Klage war gewöhnlich eine Art von Vorwurf über diese Ehe verbunden und Isabella war schwach genug, dies anzuhören, es ihrem Gatten zu verschweigen und um nur ihren Fernando nicht länger weinen zu sehen, ihn durch irgend ein Geschenk, oder durch Schmeicheleien oder durch Gewährung eines anderweitigen Wunsches zufrieden zu

stellen. Noch nicht genug. Sie ließ zuweilen ihre Unzufriedenheit zu deutlich merken, und die natürliche Folge davon war, daß Leontino — wiewohl äußerst ungern — kälter gegen Fernando wurde. Auf diesem Wege konnte nun freilich ein Kind nicht gebessert werden; auf diesem Wege mußte natürlich aus dem Verzärtelten ein Bösewicht werden.

Leontino sah mit innigem Bedauern auf den Knaben selbst; aber mit eben so viel Besorgniß auf die Zukunft, die seiner so unverdient wartete. Aber, er beging den Fehler, daß er schwieg; und keiner sah dies mit größerem Vergnügen als Fernando. Selbst der Umstand, daß seine Mutter ihren Gatten zum Vater zweier Kinder machte, wurde ihm erträglicher, da dies eine Ursache wurde, daß selbst seine Mutter weniger auf ihn achtete, was Leontino längst schon nicht mehr that.

Bologna stand damals in dem Ruf, Italiens Athen zu seyn; die Universität war eine der ersten, und jenes in allen Künsten und Wissenschaften bildende Institut, das der Papst Lambertini errichtet hatte, vermehrte

den Ruf der Stadt. Eine große Anzahl der Vornehmsten der Halbinsel war hier gebildet, und jetzt noch kannten Eltern für die Söhne keine schönere Bildungsschule als Bologna.

Fernando, jetzt in seinem sechzehnten Jahre, wurde von seinen Eltern dahin geschickt. Seine Mutter war mit einem der ersten Häuser dieser Stadt verwandt. Fernando zog hierher und war, so wenig Vorwürfe er auch von Leontino hörte, schon froh, des Anblicks dieses strengen Sittenrichters überhoben zu seyn.

Aber gerade das Haus, in welchem er jetzt war, mußte das blutwenige Gute, was noch in seinem Herzen sich fand, verwischen. Er war stolz und ehrsüchtig; jene Verwandten seiner Mutter waren es noch mehr und würden diesen Stolz auch gegen ihn gezeigt haben, wäre nicht eine drückende Armuth, die so oft das Loos der vornehmeren Familien Italiens ist, auch ihr Schicksal gewesen. Weniger würde dies schädlich auf den eingebildeten Florentiner gewirkt haben; hätten

sie nicht aus Eigennutz die Rolle der Schmeichler bei dem reichen Jüngling gespielt; und hätte nicht dessen Mutter jedes dem Sohne ertheilte Lob mit verschwenderischer Güte belohnt.

Was aber dem etwanigen Guten vollends den Gnadenstoß gab, waren die Grundsätze und der freie Ton, der in dieser Familie herrschte. Im Hause seiner Eltern und nachher in Leontino's Pallaste hörte Fernando nie ein Wort, das durch Schlüpfrigkeit die Grenze der strengsten Tugend, des rechtlichsten Anstandes nur im geringsten überschritt. Hier in Bologna und zwar in dem Pallaste, in welchem Fernando war, hätte er beinahe selbst erröthen müssen, wenn er hörte, wie man mit Tugend nur Gespötte trieb und wie selbst die Mutter sich mit den Töchtern in Gespräche einließ, die geradezu die ersten Grundsätze der Unschuld untergruben.

Wie dies alles auf einen leichtsinnigen, grundsatzlosen und bloß für Vergnügen lebenden Jüngling wirken mußte bedarf keines weitern Beweises. Fernando sank wirklich

tief, und war schon so weit gesunken, daß er mit seinem Stolze diese höchste Stufe des Leichtsinns verband; daß er es für etwas Großes hielt, auch in diesem Leichtsinn groß seyn zu wollen. — Und keiner war, der über Fernando Wahrheit berichtete.

Seine Mutter wurde mit den besten Nachrichten über ihn geschmeichelt, etwanige Ausbrüche seiner Leidenschaften, von denen man mit Recht fürchten mußte, sie würden der Mutter zu Ohren kommen, wurden unter dem entschuldigenden Lichte jugendlicher Flüchtigkeit vorgestellt, die mit zunehmenden Jahren bald schwinden würden. Nachrichten dieser Art hörte Isabella sehr gern; sie brachte sie ihrem Gatten mit mütterlicher Freude und Leontino war zu gut, oder vielmehr zu schwach, seiner Gattin eine Zuversicht rauben zu wollen, die ihr Herz mit Freude erfüllte. Isabella fühlte sich glücklich. Sie wußte nicht, daß gerade in diesem Augenblicke der Stab über ihre Hoffnungen gebrochen war; wußte nicht, daß in der Minute, in welcher sie mit mütterlicher Beredsamkeit ihrem Gatten ihre Er-

wartungen mittheilen wollte, jener Schlag geschehen war, der Fernando mit allmächtiger Hand zum Blutgerüst führte.

In Bologna wohnte damals eine der begütertsten Familien Italiens, die Familie Sompieri, eine von denen, welchen Jeder Reichthum und Wohlstand so gern gönnt, denn die Sompieri's machten den besten und edelsten Gebrauch davon. Mag auch der Grund davon in jenem frommen Aberglauben liegen, der sich auf dieser Halbinsel so sehr findet; so entscheidet das hier nichts. Genug, mancher Kranke fand Pflege, mancher Arme reichliche Unterstützung durch jenes treffliche Haus. Die ganze Familie stand im größesten Ansehn; und eben dies war es, was jenes Haus, in welchem Fernando war, mit Neid ansah. Ueberdies war die ganze Familie Sompieri eine Verbindung frommer rechtlicher Menschen, zu denen freilich Fernando und das Haus seines Aufenthaltes nicht paßte. Und doch — der Himmel weiß, wie diese Familie auf den Gedanken kam — wünschten sie durch

eine Heirath mit den Sompieri's genauer verbunden zu werden.

Der einzige Sohn dieser Familie, Carlo Sompieri, der trefflichste Jüngling der Stadt, gefiel der Tochter jenes Hauses, Maria, zu sehr. Sie war von Charakter ganz das Gegentheil des Jünglings: sie war eitel, leicht, und stand natürlich in einem Rufe, um den ein tugendhaftes Mädchen sie nicht beneidete. Carlo lachte über die Pläne, — seinen eigenen Werth zu gut fühlend, achtete er nicht im mindesten des Andrängen jener Familie; oft sogar äußerte er, wie lächerlich er dies finden müsse, da es doch gar kein Geheimniß sey, daß er die Tochter des Grafen Aldobrandi liebe. Nachrichten dieser Art schlugen alle Aussichten jener Familie nieder. Der glühende Wunsch, sich zu rächen, trat an die Stelle jener Wünsche und — wem hätte sie diesen blutigen Auftrag besser anvertrauen können, als Fernando, dessen Stolz sie noch dadurch erregten, daß sie ihn auf die Gräfin Aldobrandi aufmerksam machten. Fernando's Eitelkeit fand sich dadurch geschmeichelt; eine

unbedeutende Aeußerung von Güte, mit der die Gräfin ihm in einer Gesellschaft begegnete, machte den Eiteln glaubend, daß die Gräfin ihn liebe.

Möglich, daß er vielleicht zum erstenmal ernstlich über Liebe nachdachte. Seine Verwandten merkten dies; sie hatten die Bosheit, ihm zu entdecken, daß bloß Carlo Sompieri ihm im Wege stehe, und gerade dadurch machten sie ihn für die Ausführung ihrer Rachbegierde geneigter.

Nur ein Umstand ließ wenig hoffen. Fernando war nichts weniger, als ein beherzter, entschlossener Jüngling, wenn sich eine Gefahr zeigte; und Carlo Sompieri war dies ganz, wie es gewöhnlich der Jüngling von festen Grundsätzen ist. Für Fernando war also ein Zweikampf ein Unding. Nicht ohne Schauder dachte er daran.

Einst traf er an einem öffentlichen Vergnügungsorte mit seinem Nebenbuhler, der mit seiner Geliebten sich unterhielt, zusammen. Stolz und eitel, wie er war, näherte er sich der Gräfin, die ihn mit kalter, abstoßender

Höflichkeit in Verlegenheit setzte und dadurch die glühendste Rache in seinem Herzen entzündete. Der Umstand, daß Carlo zufällig lachte, brachte seine kaum zu verbergende Wuth auf's höchste. Beschämt ging er zu seinen Verwandten zurück. Sie hatten den ganzen Auftritt bemerkt; sie wußten ihn zu der Erreichung ihres Planes meisterhaft zu benutzen.

„Zu einem Zweikampf möchte ich selbst nicht rathen," sagte die verschmähte Liebende. „Aber es giebt der Leute genug, die einen Grafen aus der Welt schaffen können. Es bedarf nur eines Winkes an unsern Benedict, und der schafft bald einen Bravo!"

Es kann seyn, daß Fernando bei diesen Worten unruhiger wurde; einen Mord hatte er noch nie verursacht; allein sein Leichtsinn ließ ihn über die Folgen nicht nachdenken, und so mußte seine Rachbegierde gewonnenes Spiel haben. Benedict war zum Unglück nicht so weit entfernt, daß Fernando erst zu ruhiger, kälterer Ueberlegung hätte kommen können. Fernando trug ihm auf, dafür zu

sorgen, daß der Graf Sompieri noch diesen Abend sterbe. Zu noch größerem Unglück mochte die Verachtete auch schon Sorge getragen haben, dem Benedict seine Mühe zu erleichtern; denn schon in der nächsten Minute erschien er mit einem Banditen. Fernando nahm ihn unvorsichtig genug auf die Seite; das Blutgeld wurde bezahlt und seine Verwandten, besonders die Verschmähete, wußten es durch Zerstreuungen so einzuleiten, daß Fernando gegen jedes Nachdenken, gegen jede etwanige Reue gesichert war.

Es war an einem der in Italien so gewöhnlich schönen Abende, als alle jene Gesellschaften nach Haus fuhren. Da entstand mit einemmale ein plötzlicher Lärm und mit aufrichtigem Bedauern rief der eine dem andern zu, daß man jetzt die Gräfin Aldobrandi ohnmächtig in einem Gange des Gartens an der Seite des ermordeten Carlo Sompieri gefunden habe. Fernando war so sehr Herr über sich, daß er diese Nachricht mit allen Zeichen der aufrichtigen Theilnahme anhörte. Die Nothwendigkeit und mehr noch die Ge-

genwart der Töchter jener Familie gaben ihm so viel Stärke, die Rolle des Unschuldigen zu spielen. Vielleicht würde der Mord in seiner Veranlassung unentdeckt geblieben seyn, hätte nicht die Vorsehung dafür gesorgt, daß der ganze Bubenstreich an den Tag kam.

In dem Augenblick den der Bandit zu dem Morde des trefflichen Jünglings gewählt hatte, mußte einer der Aufwärter früher als gewöhnlich die Eingänge des Gartens verschließen. Der Bandit eilte nach vollbrachter That zu der Thüre — sie war, wie die übrigen, verschlossen. Wild rannte er im Garten umher, dessen hohe Mauern jedes Uebersteigen unmöglich machten. Nur der eine Weg durch das Gartenhaus blieb ihm offen, und in diesem waren alle Gäste, wehklagend um die ohnmächtige Gräfin, versammelt. Der furchtbare Blick, mit dem der Mörder es wagte, hier durchzuschleichen, verrieth ihn. Man griff ihn und mehrere Häscher, die man rief, brachten den Betäubten nach dem Gefängniß. Fernando war noch gegenwärtig, als dies geschah. Vielleicht würde jener Mörder bei

wiederkehrender Besonnenheit die That geleugnet haben, hätte man bei ihm nicht des Gemordeten Uhr und Börse gefunden, die er mitgenommen hatte. Sein Verbrechen wurde klar und um Milderung seines Urtheils zu erhalten, sagte der Nichtswürdige noch den Abend aus, daß Fernando ihn zu diesem Morde gedungen habe.

Mitten in der Nacht lag Fernando in der größesten Angst auf seinem Sopha, als ein ungewöhnlicher Auflauf vor dem Pallast entstand, in dem er wohnte. Er wachte noch; wie hätte er in dieser Lage schlummern können? — In Todesangst schlich er an das Fenster, — er sah im nächtlichen Schimmer die Häscher; er hörte, wie sie, das Eigenthumsrecht des Besitzers des Pallastes achtend, den Bedienten nach Fernando Campi fragten.

Mehr brauchte der Verzweifelnde nicht zu hören, um sich im Geiste schon auf dem Blutgerüste zu sehen. Eiligst nahm er seine Geldbörse. Angekleidet war er; ein kühner Sprung aus dem einen Fenster brachte ihn in den Garten, dessen Mauer er in dem Au-

genblick überstieg, als jene Diener der Gerechtigkeit in den Pallast traten. Leicht war es dem Fliehenden, unter dem Mantel der Nacht das Thor der Stadt zu erreichen und das offene Feld zu gewinnen. Aber jetzt, da er von Schrecken und Angst gefoltert, fast ohnmächtig niedersank, — jetzt stand das ganze Bild seines Elendes vor ihm. Kaum behielt er so viel Besonnenheit, die gangbare Straße zu verlassen und zwischen den üppigen Aeckern und Feldern einen Weg zu suchen, auf dem ihm nicht leicht ein Verfolger nachspüren würde.

Wohin er eigentlich wollte, daran hatte er nicht gedacht. Er wollte der strafenden Gerechtigkeit entfliehen; daher war ihm jeder Ort einerlei; fand er nur Sicherheit. Den ganzen Tag irrte er in den Feldern umher, — an Hunger und Durst dachte er nicht; nur Ermüdung fühlte er, und so warf er sich in einer Ackerfurche nieder, um wenigstens eine Stunde zu ruhen. Sein Herz klopfte laut; jedes Geräusch erfüllte ihn mit Todesangst. Unter unnennbaren Qualen des Ver-

brechers lag er da; kaum war er sich seiner noch bewußt.

Endlich überfiel ihn der Schlaf. Erst am hellen Morgen erwachte er, vom nächtlichen Thau durchnäßt. Er blickte schüchtern um sich. Jene Stadt, die er verlassen hatte, sah er in weiter Ferne im Glanze der Morgensonne liegen; auf der entgegengesetzten Seite lagen in blauer Ferne die Gebirge, die unter dem Namen der Apenninen Italien der Länge nach durchstreichen. Natürlich mußte Fernando, ohne sich die Art, wie dies möglich war, ganz deutlich zu denken, in diesem unwegsamen und unwirthbaren Gebirge am ersten Sicherheit zu finden hoffen. Er eilte, so gut es seine Ermattung gestattete, nach dieser Gegend hin. Nicht weit war er gegangen, als er eine Hirtenfamilie traf, die seiner kaum zu achten schien. Dies gab ihm Muth, sich ihr zu nähern, und um Speise zu bitten. Gern gaben die ehrlichen Menschen, was er wünschte; sie fragten nicht einmal, wer er sey; denn bis zu ihnen war das Gerücht jenes Mordes nicht gekommen.

Ein Geldstück, das Fernando den Kindern reichte, da die Eltern jede Bezahlung zurückwiesen, machte die letztern freundlich und zutraulicher und Fernando dreister. Er gab sich für einen Reisenden aus, der bloß die wildesten Gegenden des nahen Gebirges besuchen wollte. Zu seiner Freude erfuhr er, daß er das päpstliche Gebiet weit hinter sich habe und daß er jetzt im Gebiete von Toscana sey.

„Wenn Ihr recht wilde Gegenden sehen wollt," sagte der Hirt, „dann nehmt Euren Weg nach jenem Gebirge, dessen Gipfel Ihr hier seht. Ihr dürft nur dem ersten Bache folgen; er bringt Euch in Felsenschlüfte und Abgründe, wie Ihr sie nie sahet." — „Aber," fiel die Hirtin ein, „vergiß nur nicht, dem Herrn zu sagen, daß dort Räuber sind, die schon manchen auf ihrer Seele haben!"

Fernando wurde unruhig. Die Benennung: Räuber! schreckte ihn. Und doch — was blieb ihm zu seiner Rettung übrig, als der Weg durch jenes wilde Gebirge, wollte er dem, ihm drohenden Blutgerüste entfliehen,

wollte er an das Meer gelangen, wo er ein rettendes Schiff zu finden hoffte.

„Vielleicht komme ich unbemerkt durch jene furchtbaren Gegenden" sagte er mit erzwungener Ruhe. „Was würden Räuber bei einem armen Fremdling finden?" — Er kaufte von dem Hirten noch einige Lebensmittel und so verließ er die Hütte. Sobald er allein war, verbarg er sein Geld und einen kostbaren Ring in seinem Halstuche; nur wenig Geld behielt er in seiner Tasche und so eilte er jenem Gebirge zu, als triebe ihn die Vorsehung, um ihn dort den Lohn seiner Schandthat finden zu lassen. Mit Anbruch des Abends war er dem Gebirge nahe; schon fand er sich in den lichtern Waldungen, die von dem Gebirge selbst in die Ebene hinab laufen. Er schauderte bei dem Anblick der Wildniß; er war unentschlossen. Jene Aeußerung der Hirtin, in Hinsicht der Räuber, hatte ihm Gefahren gezeigt, an die er früher nicht dachte. Eine Furcht, wie er sie nie fühlte, überfiel ihn. — „Wäre nur Rettung auf einem andern Wege möglich!" dies

war der einzige Gedanke, dessen er sich bewußt war.

Unter einem Baume warf er sich, vor Verzweiflung und Unruhe außer sich, nieder, als er eines kleinen Rauches, der aus dem Gebüsche aufstieg, gewahr wurde. Er schlich behutsam näher — eine kleine Hütte lag an einer Felsenwand, vor der plätschernd und murmelnd ein klarer Bach hinfloß. „Wahrscheinlich eine Hirtenwohnung!" war Fernando's erster Gedanke, an den der zweite, hier ein Nachtlager zu suchen, sich schloß. Er ging näher. Auf sein Klopfen öffnete ein häßliches altes Weib die Thür, den Fremden nach seinem Begehr fragend. Natürlich, daß Fernando sich für einen verirrten Reisenden ausgab, und mit einer ihm durch seine Verzweiflung schon eigen gewordenen Kühnheit um einen Winkel zum Uebernachten bat, ob ihm gleich nicht entging, mit welchem spähenden Blick die Alte ihn musterte. Nach einigem Nachdenken befahl sie ihm einzutreten, sie holte aus einer Art von Keller eine Flasche Wein und Speisen, die Fernando in

dieser Hütte wohl nicht gesucht hatte. Beide setzten sich an den Tisch nieder; beiden schmeckte die Mahlzeit. Es wurde später. Fernando glaubte das Geräusch mehrerer Kommenden und Gehenden zu hören, ohne daß er jemanden sah. Er fragte.

„Es kommen hier oft Fremde her," war die Antwort, mit der die Alte ihn verließ. — Fernando wurde im höchsten Grade unruhig. Er wollte aufstehen, um einen Versuch zu machen, ob er vielleicht heimlich die räthselhafte Hütte verlassen könne — als in dem Augenblick drei baumhohe starke Kerls von einem wilden Ansehen und mit Waffen verschiedener Art ausgerüstet, in die Hütte traten. Fernando saß wie versteinert.

„Guten Abend! Wer bist Du?" fragte der eine. — „Ein Fremder, der sich in dieser Gegend verirrte." — „Daß Du fremd bist, sehe ich. Aber Dein Anzug verräth etwas Vornehmes. Darfst Du es nicht sagen, wer Du bist, so verschweig es."

„Vielleicht ist der Herr dem Galgen echappirt!" fiel ein andrer ein. — „Kann

möglich seyn; geht uns nichts an!" sagte der erste. „Aber komm mit mir. Hier findet sich nichts zu leben." — Er reichte Fernando die Hand; mechanisch folgte dieser durch eine Thür, die aus der Hütte in eine weite Höhle führte. Wie erschrak Fernando, als er hier ein Dutzend eben solcher Kerls fand, deren Anblick ihn nicht länger zweifeln ließ, daß er sich unter denen befände, gegen welche jene Hirtin ihn gewarnet hatte. —

Eben wollten einige derselben sich näher nach Fernando erkundigen, als sich die Thür öffnete und ein neues Mitglied des Vereins eintrat, das mit einem lauten Jubel empfangen wurde. Alle stürzten ihm in die Arme. Ein freudiges Willkommen schallte weit in die Höhle hinein. Der Neuangekommene warf sein Mönchshabit ab, mit dem er bekleidet war, und forderte Wein.

„Ich habe lange genug gedurstet!" sagte er, indem er den leeren Schoppen auf den Tisch setzte. — „Unser Abtrünniger sitzt fest!" — „Wer? Bertholomäo?" — „Wer sonst." — „Wo denn?" — „Im Gebiete des Hei-

ligen Vaters — in Bologna. Der Schuft ist Bandit geworden; hat ehegestern Abend den Grafen Carlo Sompieri erstochen und ist ertappt." — „Geschieht ihm ganz recht. Wollte nicht vom Hauptmann abhangen, kann nun von einem Querbalken abhängig seyn!" — „Hat den Mord auf den Antrag eines Florentinischen Grafen Campi übernommen, dem die liebe Justiz jetzt in den Eisen sitzt. Hier ist sein Polizeisignalement." — Nikolo warf ein gedrucktes Blatt auf den Tisch. „Tausend Zechinen? der Teufel — ein herrliches Geld!"

Fernando zitterte wie das Laub der Espe, da er seine Beschreibung vorlesen hörte. Aber wie mußte ihm werden, da einer der Bande ihn bei der Hand hervorzog und unter lautem Lachen ausrief: „Was Teufel! ich glaube gar, der Liebling der Polizei und der Justiz steckt hier in diesem Vogel!"

Alle sahen ihn an. Alle fanden die Aeußerung gegründet. Fernando konnte vor Angst nicht antworten. Einer der Kerls klopfte ihm auf die Achsel. — „Na, verliere

den Muth nur nicht," sagte er. „Bist Du der Florentinische Graf, so hast Du von Glück zu sagen, daß Du zu uns gekommen bist. Bist hier sicherer als bei Deiner Mutter. Schlag den Zopf in die Höhe und bleib hier. Bist Du ein braver Kerl, so sey überzeugt, daß Dich keiner um der tausend Zechinen willen verkuppeln wird. Sage nur, bist Du es, oder bist Du es nicht?"

Kaum hörbar stammelte Fernando das schreckliche Geständniß.

„Hoffentlich haben wir an Dir ein braves Mitglied," fing einer an. „Je braver Du bist, um desto sicherer bist Du vor der Justiz, vor Galgen und Rad. Sieh, der alte Jubelgreis dort hat schon sechs und dreißig Jahr dies Handwerk getrieben und noch hat ihm keine Obrigkeit ein Haar gekrümmt. Ist's nicht wahr, Alter?" — „Ja!" — „Sieh, Graf, den nimm zum Muster." —

Doch, ich übergehe jene Reden, die ein Teufel an einen zur Verdammniß Reifen nicht besser hätte halten können. Sie mußten auf einen Menschen, wie Fernando war, wirken.

Der Elende fühlte es zu sehr, daß er sich von der Menschheit getrennt hatte, daß er ausgestoßen war. Ihm blieb nichts übrig, als sich in den Schutz dieser Verworfenen zu geben und Mitglied einer Räuberbande zu werden. Wein, starke Getränke und Ueberredung thaten das ihrige — im Taumel reichte Fernando den Verworfenen die Hand; an ihrer Seite ging er in der Nacht in das Gebirge zurück, wo die Bande jene Grotten bewohnte, in denen in früheren Zeiten fromme Einsiedler ihre Zeit in Gebeten hinbrachten.

Jene Grotten waren seit längeren Jahren die Schlupfwinkel der Räuber gewesen, und nie hatte es ein Sbirre gewagt, in diese furchtbaren Schluften zu kommen. Kühner wurden die Räuber mit jedem gelungenen Streiche, und leider gelangen fast alle ihre Unternehmungen. Hierher brachten die Räuber den Unglücklichen, der sich freilich in den ersten Augenblicken sehr glücklich fühlen mußte, da er wie ein Betäubter diese mit allen Nothwendigkeiten versehenen Höhlen betrat. —

Aber, furchtbar war sein Erwachen.

Jetzt, nachdem er sich von der Anstrengung des weiten Weges erholt hatte; jetzt, da sein Blut ruhiger war, wachten Furcht, Verzweiflung und die Todesangst in seiner Seele auf. An Muth fehlte es ihm eigentlich, — zum thätigen Bösewichte fehlte ihm Entschlossenheit; und nur zu bald merkten die Räuber, wie wenig sie sich von dem neuen Bundesgenossen zu versprechen hatten. Kaum waren sie im Stande, ihn zu bewegen, Theil an ihren unbedeutendern Streifereien zu nehmen. Zu einem mit Gefahr verbundenen Diebstahle oder gar zu einem Morde war er nicht zu bringen.

Ein Glück für ihn war es, daß der Anführer der Bande den Plan schon lange mit sich herum trug, sich durch Flucht zu retten; Fernando's Freundschaft und besonders dessen Familie konnte ihm sehr nützlich für die Zukunft werden; Grundes genug, daß er den Schwächling — wie die übrigen Räuber ihn nannten — in Schutz nahm und die übrigen dadurch beruhigte, daß er aus Fernando ein brauchbares Mitglied zu bilden versprach.

An ihn schloß sich daher Fernando. Beide waren die Vertrautesten und wurden es immer mehr, je mehr die andern gleichgültig gegen Fernando wurden. Ihre Schonung wurde dem Verworfenen leicht, da er nie einen Antheil von der Beute verlangte. Allein mit der Zeit wurde er unternehmender; er wußte, daß dies nur allein im Stande sey, ihm das Leben zu sichern. Manchen Raub an Reisenden verübt, unternahm er jetzt mit andern und man fing schon an, mit ihm zufriedener zu seyn, als die Stunde schlug, die den Buben auf das Blutgerüst brachte.

Mitten in den Apenninen wohnte ein Klausner, ein Greis, den selbst die Räuber mit einem gewissen achtenden Zutrauen behandelten. Antonio — so hieß er — wußte, daß er unter Räubern wohnte; sie kamen öfters in seine Klause, — öfters beichteten sie bei ihm; ihren Sterbenden leistete er Beistand, ganz nach dem Character der italienischen Banditen, die der nächste Beichtstuhl von allen Schandthaten entsündigt.

Einst war einer der Bande krank und

verlangte das Sacrament. Antonio wurde geholt; Fernando war in der Höhle zur Wartung des Sterbenden zurückgeblieben. In längerer Zeit hatte er keinen ehrlichen Menschen gesehen, — kein Wunder, wenn der Anblick des frommen Greises ihm den furchtbaren Augenblick vor die Seele rief, in welchem er vielleicht im Gefängniß einen Geistlichen bei sich erblicke. Todesangst überfiel ihn; fast außer sich vergaß er, daß der Sterbende Zeuge war.

Kaum war die heilige Handlung vollendet, als er dem Klausner zu Füßen fiel, ihm seine Gewissensangst entdeckte und die Bitte hinzufügte, ihm zum Entfliehen behülflich zu seyn. Der Zufall wollte, daß Antonio, der aus Florenz gebürtig war, die ganze Familie des Verworfenen kannte. Es schien ihm ein verdienstliches Werk, die Bitte des Unglücklichen zu erfüllen. Er versprach seine Einwirkung.

Zum erstenmale nach längerer Zeit wurde Fernando's Herz um etwas leichter. Er konnte wieder weinen — freilich war diese Reue nichts Verdienstliches, sie war kein

Werk der Grundsätze; die Furcht vor Galgen und Rad oder vor Meuchelmord hatte sie erzeugt. Mit Sehnsucht sah er der Rückkehr des Klausners entgegen, sie verschob sich länger, als er es dachte.

Jenem kranken Räuber war dieser Auftritt nicht entgangen. Seine Gesundheit kehrte wieder und mit ihr die Grundsätze, die ihn in gesunden Tagen leiteten. Listig genug, verbarg er, was er wußte, dem Fernando. Nur einigen der Bande entdeckte er, was er während seiner Krankheit gehört hatte, und unter diesen war der Anführer. Mißtrauisch, wie ein Bösewicht es immer ist, sah dieser in Fernando einen Undankbaren, der vielleicht die ganze Bande verrathen, oder doch wenigstens den einzelnen, der sich in eine nahe Stadt wagte, so bezeichnen könne, daß er aufgegriffen würde.

Vielleicht wäre das sicherste Mittel gewesen, den Fernando zu ermorden; allein dies durfte nach den Statuten dieser Bösewichter nur dann geschehen, wenn die That schon vollbracht oder wenigstens überwiesen

war. In dem Falle eines bloßen Verdachts war nichts als Verrath gegen einen Unglücklichen gestattet; selbst Vergiftung und Meuchelmord oder das Hinstellen auf einen zu gefährlichen Posten gestattete man sich nicht.

„Ueberlaßt mir die Rache!" sagte der Anführer zu den Vertrauteren. „Ich hoffe, Ihr sollt alle zufrieden mit mir seyn. Aber, noch eins. Den alten Klausner muß einer vor den Kopf schießen. Er könnte den ganzen Handel rückgängig machen."

Leider hatte dieser Bube zu viel Ansehen in der Bande, als daß dieser Wink nicht die Kraft eines strengen Befehls erhalten hätte. Schon am folgenden Tage wurde der redliche Klausner gemordet, den Leichnam verscharrte man, um jede Spur von ihm zu verhindern. Der Anführer machte nun mit einigen Vertraueten den Plan, jene tausend Zechinen zu verdienen und überdieß noch für sich und seine Freunde Begnadigung zu erhalten.

In verschiedenen Masken waren die Räuber oft in den kleinen Städten und in den umliegenden Dörfern gewesen; oft kannte

man sie nicht, und wenn man sie auch wirklich kannte, so wagte es doch nie ein Einwohner, sie den Sbirren oder anderm Militair zu verrathen, weil man wußte, wie furchtbar in solchem Fall die Rachsucht der Verworfenen war. Mit Fleiß wurden jetzt einige kühnere Streiche unternommen, die in der Gegend Aufsehen machten. Die Räuber selbst gingen dann in benachbarte Städte und erzählten, daß die Bande unter der Anführung eines Florentinischen Grafen Fernando Campi stehe, und daß dieser allein die Bande zu beispiellosen Grausamkeiten führe.

Diese Nachricht verbreitete sich bald; selbst in Florenz wurde sie bekannt und von Seiten der Obrigkeit beschloß man alles anzuwenden, jenes gefährlichen Bösewichts habhaft zu werden. Man bot eine verdoppelte Geldsumme, — man bot Freiheit und Begnadigung den Räubern, die den kühnen, gefährlichen Fernando verrathen würden. Aus Schonung gegen die Familien Leontino und Campi verschwieg man die Namen; man sprach bloß im Allgemeinen von dem Anführer,

Das Oberhaupt der Bande hatte drei Vertraute, denen er den von ihm entworfenen Plan mittheilte. Sie billigten ihn um so mehr, da er ihnen Gelegenheit verschaffte, nach der Lombardei zu gehen, wo man damals ein österreichisches Freicorps errichtet. Jetzt gingen sie nach Florenz; ihr erster Weg war zu den Dominicanern von Maria Nuovilla; sie wurden, da sie ein wichtiges Geheimniß vorgaben, bald zu dem Pater Prior geführt, dem sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckten, daß sie mit Gewalt gezwungen gewesen, Räuber zu werden, daß sie, jetzt entwischt, es für Pflicht hielten, jenen Fehltritt durch eine wohlthätige Handlung gut zu machen.

„Und die wäre?" fragte erstaunt der Prior. — „Wir liefern der Obrigkeit den Anführer Fernando Campi aus!" — Eine frohere Nachricht konnte der Prior nicht hören, eine angenehmere Nachricht der Obrigkeit nicht melden. Mehrere kamen in das Kloster — die Geldsumme wurde den Verräthern

bestimmt und der ganze furchtbare Plan in's Reine gebracht.

Einer der Räuber blieb als Geißel zurück; der Prior und die Obrigkeit hatten ihm das Wort gegeben, daß selbst im Falle des Mißglückens jene Offenherzigkeit als Verdienst angerechnet werden sollte. — In einem benachbarten Städtchen, nahe am Gebirge, mußten sich mehrere Bewaffnete versammeln, die der Anführer selbst zu führen versprach.

Einer der Hauptschlupfwinkel der Räuber war ein schönes aber furchtbares Felsenthal, mit ungeheueren Schlüften und Abgründen umgeben. Auf der höchsten Anhöhe der Felsen stand eine wüste Kapelle, von der man eine weite Aussicht in das Land hatte. Hier hatten die Räuber einen ihrer Hauptposten. —

Der Anführer mit einigen seiner Vertrauten entfernte jetzt die, denen weniger zu trauen war, in eine entlegenere Gegend zu einer Unternehmung. Er selbst mit seinen Freunden ging nach diesem Felsenthale. Fernando mußte ihn begleiten. Der Tag war schön und heiter; als Einer, der auf Posten

stand, dem Anführer durch ein verabredetes Zeichen zu verstehen gab, daß jenes Commando von fern sich zeige. — „Ob wir nicht eins trinken?" sagte der Anführer. „Ich hoffe, wir werden heute einen guten Fang thun!" —

Die Flaschen gingen fleißig herum. Fernando merkte nicht, daß der Wein, den er trank, mit einem Schlaftrunk vermischt war.

Die Wirkung zeigte sich bald. Hingestreckt auf seinem Mantel, lag der Verrathene da; neben ihm stand wie eine Schildwacht der Anführer — die Vertrauten lagen, zechend im Schatten der Bäume — als jenes Commando, geführt von einer obrigkeitlichen Person, ankam. Die letztere kannte Fernando genau. Der Unglückliche wurde entwaffnet, gefesselt und nach der nächsten Stadt gebracht, wo den Verräthern die Summe ausgezahlt wurde. — Mit Mühe hatte man den Betäubten bis hierher gebracht — von hier nahm man einen Wagen. Unter lautem Triumph brachte man ihn nach der Hauptstadt. Erst im Gefängniß kam er völlig zur Besinnung.

Das

Gelübde.

Zwei sehr ungleiche Brüder waren Ritter Sinibald von Waldstein und Theodor der Abt, dessen Macht oft weiter reichte, als das Schwerdt des Ritters, weil dieser mit allen den Ränken unbekannt war, und sich bloß auf sein Schwerdt verließ, wo dem Abte tausend hinterlistige Mittel zu Gebote standen.

Eigentliche Freunde konnten Beide bei der Verschiedenheit ihrer Denkungsart nicht seyn. Wollte auch der redliche Sinibald sich seinem listigen Bruder oft nähern, um ganz Freund mit ihm zu werden, so drängten sich so viele Erinnerungen an die Ränke seines Bruders vor seine Seele — so las er aus

des Abts Gesicht und Miene, daß dieser schon wieder auf Hinterlist denke, und da war es wohl natürlich, daß Sinibald auf halbem Wege der Zuneigung umkehrte, seinen Bruder verließ und mit schwerem Herzen, sich allein zu sehen, nach seiner nicht sehr entfernten Ritterburg Waldstein zurückritt. —

Bitter klagte er es dann seiner Gattin Elsbeth, wie er wieder einen vergeblichen Versuch, sich mit seinem Bruder auszusöhnen, gemacht habe; tief fühlt Elsbeth den Schmerz des redlichen Gatten, den sie so gern ganz glücklich gesehen hätte.

„Ist es nicht empörend!" sagte Sinibald von Waldstein. „Von meiner ganzen Familie ist nichts mehr übrig als mein Bruder und ich — und gerade wir Beide müssen uns so entgegengesetzt seyn wie Flamme und Wasser? Mag er Geistlicher seyn — was könnte der Stand auf unsere Freundschaft Hinderliches und Nachtheiliges haben, wenn

mein Bruder ein guter, ein rechtlicher Mann wäre!" —

Unwillig ging er dann in seinem Zimmer auf und nieder, die Glücklichen beneidend, bei denen nicht allein Ein Familienblut in den Adern fließt, sondern deren Herzen auch durch Liebe verbunden sind.

Oft bemerkte er dann kaum, daß Marie, seine vierjährige Tochter, der Hand der Mutter entschlüpfte, sich an seine Hand hing und ihn theilnehmend um den Grund seines Unmuthes fragte. Aber er durfte auch diese Frage nur hören, um allen den Unmuth zu vergessen. —

„Es ist wahr!" sagte er. „Ich bin ein Thor, daß ich mich über meines Bruders Falschheit grämе. Gottlob, daß ich mir dergleichen nicht vorzuwerfen habe! Ich habe Euch Beide, Dich, Elsbeth, mein liebes Weib, und hier die kleine Marie. Ein Thor bin

ich, wenn ich über das Gute, das ich gern erreichen und besitzen möchte, das Gute vergesse, das wirklich mein Eigenthum ist!'

Herzlich umarmte er dann Mutter und Tochter; der Abt war auf längere Zeit vergessen, bis dann eine Rückerinnerung oder der Anblick sich liebender Brüder jenes alte Gefühl wieder aufregte — jene trüben Augenblicke wieder über Sinibald ausgoß.

Sinibalds treffliche Gattin Elsbeth erkrankte — nach acht Tagen lag ihre Leiche auf dem Prachtbette, von Tausenden, die das edle Herz der Verstorbenen gekannt hatten, beweint.

Sinibalds Schmerz war zu groß, als daß er ihn eigentlich bestimmt hätte fühlen können. Mit seiner Tochter Marie an der

Hand ging er, abgestumpft gegen alles, was ihm sonst noch übrig blieb, im ödesten Zimmer der Burg auf und nieder.

Er wollte nicht getröstet seyn; wußte er es doch sehr gut, wie wenig Tröstungen, selbst Tröstungen der Religion einen Schmerz dieser Art beschwichtigen können.

Er sah nichts als sein grenzenloses Unglück, und hätte selbst den Tod gewünscht, hätte nicht der Anblick des Kindes; hätte nicht Mariens Hülflosigkeit den Unglücklichen an die große Pflicht erinnert, der verlassenen Marie jetzt Alles seyn zu müssen.

Dann schloß er seine Marie wärmer an sein zerrissenes Herz — dann blickte er auf den Grabhügel, der Elsbeths Gebeine deckte, dann schwur er es der Vollendeten zu, Alles, Alles für die verlassene Marie seyn zu wollen.

Unter dem erdichteten Vorwande einer

Kränklichkeit hatte der Abt seinen Bruder in mehreren Monaten nicht besucht. Selbst an dem wichtigen Tage, an welchem Elsbeth beerdigt wurde, an dem Tage, an welchem Tausende sich einfanden, den Grabhügel der Edeln mit dankbaren Thränen zu netzen — selbst an diesem Tage war er zurückgeblieben.

Jetzt waren einige Wochen nach Elsbeths Begräbniß vergangen. Es war ein schöner Sommerabend, als Sinibald mit Marien am Grabe der Edeln stand, und unter heißen Thränen alles das überdachte, alles das noch einmal fühlte, was für ihn unter diesem mit Blumen bepflanzten Hügel begraben liege. —

Da kam mit langsamen, bedächtigen Schritten der Abt den Gang herauf; ihn begleiteten zwei andere der höhern Geistlichen mit der Miene erkünstelter Theilnahme. Schweigend und stumm reichte der Abt seinem unglücklichen Bruder die Hand.

Die Rolle des zu tief Verwundeten wußte er so natürlich zu spielen, daß Sinibald um so eher dadurch getäuscht werden mußte, je fremder seinem Herzen Ränke aller Art waren; je weniger er glauben konnte, daß am Grabe einer Edeln noch Hinterlist möglich sey. —

„Gott hat Dich schwer heimgesucht!" sagte der Abt nach einer langen Pause. — „Aber mehr noch Deine arme Marie! Dein unglückliches Kind verlor Alles; es wird seinen Verlust erst in reifern Jahren ganz fühlen!" —

Sinibald schwieg. Seines Bruders Miene verrieth heute den redlichen, den theilnehmenden Bruder. Kein Wunder, wenn die bisherige Kälte Sinibalds sich in Freundschaft verwandelte; wenn er vergaß, mit wem er zu thun hatte — wenn er sich selbst den Vorwurf machte, seinem Bruder vielleicht zu viel gethan zu haben, — wenn er ihn herzlich

umarmte und als Vater, als unglücklicher Vater ihn bat, die Sorge für Marien mit ihm zu theilen. —

„Gerade dies ist meine Absicht, Sinibald!" sagte der Abt und bot alle Verstellungskunst auf, um den redlichen Mann ganz zu spielen. — „Deine Marie ist ganz das fromme, sanfte Kind, was Deine Elsbeth in ihrer Jugend war. Dieser fromme Sinn muß erhalten werden. Im Namen der Religion mache ich dies Dir zur Pflicht!" —

„Was ich thun kann, soll geschehen. Ich hoffe, Du wirst mich mit Deinem Rathe, mit Deinem Gebete unterstützen!" —

„Eine Bitte, die überflüssig ist, Sinibald, zu deren Erfüllung mein Herz mich aufforderte, ehe ich wußte, daß dies Dein Wunsch war! Komm! laß uns jetzt auf die Burg zurückgehen; hier wird Dein Herz vollends zerrissen!" —

„Als ob dies nicht schon geschehen wäre! Theodor! hier bin ich am wohlsten!“ —

„Und vergissest, daß Du eine Tochter hast, der Du Dich erhalten mußt. Zu großer Schmerz ist Versündigung; noch größer wird diese, wenn der Unglückliche mit Fleiß Nahrung für seinen Schmerz sucht. Ein solcher Schritt führt zur Verzweiflung!“

Alle gingen nach der jetzt öden Burg Waldstein zurück. —

Auf dem ersten Zimmer fiel dem Ritter Sinibald das Gemälde seines Vaters in die Augen. —

„Es ist doch hart!“ sagte er. „Vier Söhne hatte unser Vater — der Name Waldstein mußte dem Anscheine nach nie untergehn können! Und nun? Zwei unserer Brüder starben früh — Du wähltest den geistlichen Stand und ich? — ich welke dahin, wie die

morsche Linde! Wer wird nach zehn Jahren den Namen Waldstein noch nennen!" —

Unter erzwungenen Thränen hörte Theodor diese Worte an. Er schwieg mit Fleiß; es war dies die Stimmung, in welcher er seinen Bruder gern zu sehen wünschte. —

„Hätte ich meine Marie nicht! — verzeih mir Gott den Gedanken — ich würde mich glücklicher fühlen. Treuen Händen übergäbe ich meine Burg und schlösse mich an den ersten Zug ins gelobte Land!" — fuhr Sinibald fort.

„Lieber Bruder, wie habe ich Dich verkannt! Wie groß, wie edel erscheinst Du in diesen Worten! Wie würde die heilige Jungfrau Deinen Kampf für ihres hochgelobten Sohnes Ehre mit den Palmen des Sieges belohnen! — Doch, hänge diesem so edlen Entschlusse nicht länger nach. Bleib bei Deiner Marie." —

„Was könnte ich aus ihr ziehen! Sieh, Theodor, seit meiner Elsbeth Tode bin ich kein Schatten mehr von dem, was ich sonst war. Mir ist Alles gleichgültig. Hier auf der Burg nichts als rohe Männer — nichts als alte grämliche Dienerinnen — ich selbst fühle, daß jeder Funken meiner sonstigen frohen Laune verwischt ist. — Arme Marie! wie wirst Du den Tag noch fühlen, der Deine Mutter nahm!“ —

Theodor sagte zu allen dem nichts. Seine List sagte ihm, daß Sinibald schon von selbst den Gang einschlug, den er nach des Abtes Willen gehen mußte — und dieser Weg war nichts Anders, als — Marie mußte in einem Nonnenkloster erzogen werden — und, daß sie einst den Schleier nehmen, — daß die herrlichen Besitzungen von Waldstein an das Kloster fallen mußten — daß Sinibalds flüchtiger Einfall, nach dem gelobten Lande zu gehen, in Wirklichkeit überginge — dazu standen dem listigen Abte in

seiner eigenen List, wie in der Bereitwilligkeit derer, die zu diesem Plane wirken mußten, der Mittel zu viele zu Gebot. —

„Zerstreuen mußt Du Dich, Sinibald," sagte er. „Hier erinnert Dich Alles an den unersetzlichen Verlust. Reise mit mir nach meiner Abtei; die Einsamkeit dort weckt alle Deine frommen Empfindungen — sie werden Dir den Frieden Deines Herzens wiedergeben!" —

Die redliche Miene, mit der der Abt dies sagte; der Wunsch, daß auch Marie diese Reise mit unternähme, der eigene Wunsch Sinibalds, seinem Herzen, wenn nicht allen vorigen Frieden, doch wenigstens einen Anstrich von Ruhe zu verschaffen, waren Ursache, daß der Ritter gern in den brüderlichen Vorschlag des Abts willigte.

Der Aufenthalt in Theodors Abtei dauerte nur wenig Tage, als der Abt, unter dem Vorwande, Marien eine Freude zu machen, eine Reise nach einem Nonnenkloster seines Ordens vorschlug; eine Reise, mit welcher Sinibald um Mariens willen gern zufrieden war.

Wer das Freundschaftliche, das Zuvorkommende eines Nonnenklosters nur einigermaßen kennt, wird von selbst einsehen, daß sich dies alles hier in einem sehr hohen Grade zeigen mußte, da es ein verabredeter Plan war, schon früh in Mariens Herzen den Wunsch, selbst Nonne zu werden, zu erwecken.

Mußte doch die arme Marie glauben, sie fände in jeder der zuvorkommenden freundlichen Nonnen ihre Mutter. So war sie seit Elsbeths Tode noch nicht behandelt, so wie hier hatte sie noch keine freundschaftliche Aufmerksamkeit gefunden; so hatte man noch

nie mit Emsigkeit Alles hervorgesucht, dem unbefangenen Kinde Freude zu machen.

Eines Kindes Herz sieht nichts so leicht, als diese Freundlichkeit; war es daher wohl etwas Ungewöhnliches, wenn Marie in dem Augenblick, da der Vater mit ihr nach der Abtei zurückreisen wollte — ihn mit heißen Thränen bat, sie noch hier zu lassen? War es etwas Ungewöhnliches, wenn Sinibald, der es selbst ansah, wie wenig Waldstein der Ort für Marien sey — in diesen Wunsch willigte? War es nicht natürlich, daß die arme Marie die Gewährung dieses Wunsches für einen der ersten Beweise der Güte ihres Vaters ansah? Wenn sie sich glücklich bei dem Versprechen, sie einige Monate hier zu lassen, fühlte?

Der zweite Kreuzzug gegen die Ungläubigen war jetzt seinem Ende nahe. Tausende

aus den edlern Geschlechtern Deutschlands waren jetzt in Syriens Wüsten gefallen, und ganze Generationen künftiger kräftiger Helden welkten hier so vergebens. Die Feinde waren siegreich geblieben, und was ihr Schwerdt nicht fraß, sank durch Entkräftung, Hunger und Durst in jenen Sandwüsten. —

Häufig ergingen jetzt des Papstes Anmahnungen an Deutschlands Ritterschaft, die Ehre des Kreuzes zu rächen. —

Tausende schlossen sich zusammen, um den gefährlichen Zug nach Asien zu unternehmen; trostlos weinten Mütter, Gattinnen, Geliebte und Schwestern auf den verlassenen Burgen, in den verlassenen Hütten, wenn sie sich aus den Armen der ihnen so Werthen reißen mußten, von denen es ihr Herz sagte, daß sie sie zum letzten Male sähen.

Keinem war der Eifer für den Glauben so willkommen, als dem Abte Theodor. —

„Sinibald muß sich auch dazu entschließen," sagte er, „dann haben wir gewonnenes Spiel. Marie wird Nonne — Waldstein mit seinen herrlichen Feldern, Wäldern und Triften wird unser Eigenthum!" —

Er selbst bestieg am Festtage der Kreuzes-Erhöhung die Kanzel — er selbst predigte den Tausenden den Kreuzzug. —

Erhitzt waren alle Gemüther — alle fanden sich vor der Abtei ein; alle baten um Segen zu dieser glorreichen Unternehmung. —

Der Umstand, daß unter seinen Zuhörern kein einziger Ritter war; — denn die ganze Menge war aus der niedern Klasse des Volks — mußte zu der Erreichung seiner Absicht beitragen. —

„Ihr wollt des Kreuzes Ehre rächen?" sagte der Abt mit frommer Miene. „Aber wer soll Euch führen?" —

Eine Frage, an deren Beantwortung noch Keiner gedacht hatte. Ueberlegend standen sie da — der Abt zog einige der Angesehensten von ihnen hervor.

„Berathet die Sache," sagte er; „sie ist wichtig. Bleibt diese Nacht in der Abtei."

Natürlich, daß sie am andern Morgen mit dem Wunsche kamen:

„Ritter Sinibald soll uns führen." —

Durch Gaukeleien und leuchtende Erscheinungen hatte der Abt es zu veranstalten gewußt, daß Sinibalds Name glühend an den Wänden des Schlafgemachs der Kreuzzügler erscheinen mußte. So etwas war bei dem gemeinen Manne höherer Wink.

Wohl erschrak Sinibald etwas, als die Abgeordneten zu ihm kamen — als sie ihn einstimmig baten, ihr Führer zu seyn.

Sein erster Weg war zu seinem Bruder, zu dem Abte. Ihm trug er die Sache vor; von ihm, der seit einiger Zeit den redlichen Mann mit Glück gespielt hatte, erwartete und erbat er sich Bestimmung.

Natürlich, daß Theodor die Achseln zuckte, natürlich, daß er von höherm Willen, von Selbstverleugnung, daß er selbst von Marien anfing, um seinen Bruder gar nicht selbst erst auf diesen Gedanken kommen zu lassen. —

„Ich sehe das Ganze als einen Wink Gottes an," sagte er. „Du äußerst, daß der Name Waldstein ganz verschwinden werde — ich bezweifle dies; ich sehe es kommen, daß Du ihn berühmt machst." —

Wir übergehen die Argliſt, die Kunstgriffe, deren sich der Abt bediente.

Nach drei Tagen kam Sinibald gerüstet und begleitet von seinen fünfhundert Kreuz-

zöglern, mit denen er nach Oberdeutschland ging, vor das Nonnenkloster, in welchem Marie war. Tief bewegt drückte der Vater das weinende Kind an seinen Cüraß — er schied mit bethräntem Blicke und in der festen Ueberzeugung, sein Kind zum letzten Male gesehen zu haben.

Sinibalds Beispiel hatte andere Ritter entflammt. Mehrere derselben führten dem Kreuzzuge Schaaren zu; Andere, die dazu nicht Macht, nicht Ansehn hatten, schlossen sich selbst an Züge, von alten Rittern angeführt. —

Conrad von Lautlingen, ein armer Jüngling aus dem Ritterstande, eine Waise, dessen Vater gemordet, dessen Mutter von Gram getödtet war, ein edler, bescheidener Jüngling, der kaum dem Knabenalter entschlüpft war, kam zu Sinibald. Glühend und mit Gewalt die Thränen unterdrückend bat er

Sinibald, ihn mit zu nehmen, eine Bitte, die Sinibald nicht abschlagen konnte. —

Der dreizehnjährige Conrad begleitete den trefflichen Anführer über die Grenze unsers Welttheils hinaus. —

Glühend vor Eifer, jeden Blutstropfen ihrer Freunde zu rächen, bestiegen die Kreuzfahrer Asiens Küste — mit brennendem Muthe drangen sie vor bis über Palästinas Grenzen hinaus. —

Conrad war immer der Begleiter Sinibalds; mochte es auf beschwerlichen Märschen, mochte es in blutigen Scharmützeln, mochte es im stillen, nächtlichen Lager seyn, wo Sinibald unter einer Palme, oder unter seinem Zelte ruhete.

Dem dreizehnjährigen Ritterknaben waren diese Stunden die angenehmsten — für Sinibald waren sie die erquickendsten, wenn

er mit seinem treuen Waffengehülfen die Geschichte seines Hauses wiederholen, wenn er ihn in die kleinen Familiengeheimnisse deshalb einweihete, um mit ihm darüber sprechen zu können.

Natürlich kam oft das Gespräch auf die vierjährige Marie, die jetzt im Kloster war — Conrad hörte von ihr sprechen — ihr Vater machte dies Gespräch zu gewöhnlich — aber er konnte es nicht wissen, daß diese Marie ihm einst so schändlich geraubt werden könne. —

Die zweite Belagerung von Damascus gab Gelegenheit zu fast alle Tage vorfallenden Gefechten, in welchen Sinibald sich mit seiner Schaar auszeichnete und Gottfrieds ganzen Beifall erwarb.

War's Schicksal — oder war es eine Folge des Neides seiner Freunde — oder war es zu große Tollkühnheit — genug in einem

der Gefechte sah sich Sinibald von den Haufen verlassen, die ihn und die Seinigen unterstützen sollten. Nach einer Gegenwehr, wie ein verwundeter Löwe sie nur leisten kann, fiel er mit seinem treuen Knappen in die Gewalt der Feinde.

Sein Tod würde gewiß gewesen seyn — hätte nicht die Hoffnung eines reichen Lösegeldes den Fürsten der Saracenen bewogen, seinem Gefangenen — freilich unter schweren Fesseln — das Leben zu lassen. Fast alle seine Begleiter hatten auf dem Kampfplatze geblutet.

Nichts als das Schreckliche seiner Lage fühlend — eine Stimmung, die noch durch den Gedanken an seine Tochter Marie vermehrt wurde — saß der mit Ketten Belastete da; als der Wärter, der ihm Speise brachte, ihn erinnerte, daß der einzige Fall seiner Freiheit nur von der Auslösung abhinge. — —

Kaum hörte Lautlingen diese Worte, als er den Wärter bat, ihn zu dem Fürsten zu führen. Hier warf der schöne Knabe sich vor dem Tyrannen nieder. —

„Du verlangst Lösegeld für Ritter Sinibald von Waldstein!" sagte er. „Gestatte mir, daß ich in unser Vaterland reise, um es Dir zu bringen."

Möglich, daß die treue Anhänglichkeit den Sarazenen rührte; möglich, daß der Eigennutz hier die Quelle war; genug, man erblickte Conrad in der nächsten Minute im Gefängniß seines väterlichen Freundes, der mit süßen Thränen der Hoffnung die Nachricht hörte. —

„Grüß mir Alles! Alles! besonders meine Marie! Bitte meinen Bruder, Dir für mich das Geld zu schaffen; jede Bedingung, mit der er es mir verschafft, ist mir angenehm. Du unterzeichnest in meinem Namen Alles,

Alles, und ich sehe es an, als habe ich unterzeichnet." —

Conrad von Lautlingen kam in Sinibalds Vaterlande, einer Gegend unweit des Harzes, an. Drei Jahre waren seit der Trennung aus diesen Gauen vergangen. Conrads erster Weg war zu dem Abt Theodor, der es freilich nicht ganz gern hörte, daß sein Bruder noch lebe — der aber doch durch jene Vollmacht Conrads das Schicksal des edeln, unglücklichen Bruders ganz in seine Hände bekam.

Während Conrad Marien die väterlichen Grüße brachte, brüteten Theodor und seine Helfershelfer einen Plan aus, durch den er erreichen konnte, was sonst Sinibalds Tod bereitet hätte. —

„Gern will ich Dir das Lösegeld geben," sagte er, „aber ich kann es nur von Kirchengütern und Klöstern nehmen." —

„Und was hindert das? Die Saracenen nehmen es und wenn's vom Altar ist." —

„Wohl wahr. Aber die heilige Kirche wird eigene Bedingungen machen. So zum Beispiel — wenn Marie Lust hätte, Nonne zu werden, so darf der Vater ihr auch nicht Ein Wort sagen." —

„Das sind noch weite Aussichten, Herr Abt. Marie ist jetzt acht Jahr alt, und mit dem Nonnenwerden wird sie sich nicht so sehr übereilen. Gebt her — ich unterzeichne geradezu diese Bedingung — nur schafft das Geld!"

Conrad unterzeichnete, empfing das Geld — und wir sehen ihn nach einer Reise von vier Monaten vor dem Fürsten, dem er diese Summe auszahlte, und der ihm nun befahl, seinen gefangenen Freund mit zu nehmen. —

Aus einer gewissen Begierde, seinem vä-

lichen Freunde die Freude auf einmal zu machen, und ihn mit seinem ganzen Glücke zu überraschen, hatte er ohne sein Wissen ihm von seiner Rückkunft, von dem mitgebrachten Gelde und von der dadurch erreichten Freiheit noch nicht ein Wort gesagt. Jetzt brachte er diese Nachricht. —

Sinibald konnte sich kaum in die glücklichere Lage versetzen, so sehr hatten Schreiben und Freude auf ihn gewirkt. Erst da konnte er das Ganze überdenken, da sein Blut ruhiger geworden war. Seine erste Empfindung war Freude über seines Bruders Bereitwilligkeit. —

„Ich habe ihn sonst hart und unrecht beurtheilt!" sagte er. „Und doch war er gut!" —

„Ja, mein Ritter Sinibald von Waldstein, mit dem Gutseyn wäre es ganz gut, wenn nur nicht Eine Bedingung wäre!" —

„Nun, Conrad?" —

„Seht, Ritter, das Geld ist Klostergut — und der Abt hat nun ein Recht auf Eure Tochter Marie!" —

„Ein Recht? freilich, er handelt als Vater an ihr." —

„Ja. Denn, wie ich schließen kann, wird er dies auch thun, wenn Eure Marie Nonne werden soll. Wenigstens sagte mir der Abt, daß Ihr nicht einmal das Recht behaltet, Eure Tochter in Hinsicht der Wahl ihrer Lebensart zu rathen. Marie ist gleichsam durch meine Unterschrift verpfändet." — Sinibald wurde nachdenkend. — Das frühere Urtheil über die Güte seines Bruders nahm er schon in seinem Herzen zurück; er witterte Arglist. —

„Nun, Ritter Sinibald, ich habe Eure Marie gesehen," sagte Conrad. „Sie ist das

schönste Fräulein in unserm Vaterlande. Augen voll Feuer — gewachsen wie eine junge Tanne — Nonne wird sie — schwerlich!" —

„Wenn auch nicht mit freiem Willen — doch durch List. Conrad — ich fange an zu fürchten!"

„Ich nicht. Führt uns die heilige Jungfrau gesund nach unserm Vaterlande, dann — dann — lieber Ritter Sinibald. — O Gott, Eure Marie ist gar zu schön! Gebt sie mir zur Gattin!" —

Wahrscheinlich war dem trefflichen Ritter Sinibald diese Bitte eines sechszehnjährigen Jünglings etwas unerwartet — aber der edle Mann ist auch dankbar, und der Jüngling hatte sich dieses Dankes zu würdig gemacht, als daß Sinibald nicht Conrads ärmliche Umstände hätte übersehen sollen. —

„Habe ich doch das einzige Kind nur,"

sagte er, „habe Güter für zehn Kinder. — Ja, Conrad, Marie soll Dein seyn!"

Gerührt stürzte der Jüngling in des Vaters Arme. Wäre er noch nicht von dem einzigen Grundsatze: dem Ritter treu zu dienen, beseelt gewesen — gewiß, er würde es ganz geworden seyn; jetzt, wo er sich, da der Ritter wieder im Felde stand, in die größesten Gefahren warf, um ihn zu retten.

Dem Heere der Christen schadeten Krankheiten mehr, als das Schwerdt der Sarazenen. Zu Tausenden wurden die Kreuzzügler von pestilenzartigen Seuchen hingerissen.

Auch Sinibald war unter diesen Opfern. Er erkrankte — Conrad sorgte für ihn, wie ein Sohn für den Vater — aber — vergebens waren Pflege, Thränen, Gebete — in Conrads Armen endete ein edles Leben.

Sinibald starb und noch wenige Stunden vor seinem Tod wiederholte er seine früher gegebene Versicherung, daß Conrads Mariens Gatte werden solle. Er that dies in Gegenwart mehrerer Anführer.

Der zweite Friede mit den Sarazenen war abgeschlossen — die Krieger eilten nach ihrem Vaterlande zurück. Nur wenige waren noch übrig von den Edlen. Conrad reisete mit Schmerz bei dem Andenken an Sinibalds Verlust — mit Hoffnung auf Mariens Besitz in sein Vaterland zurück.

Zwölf Jahr waren verflossen. — Der Jüngling war zum kräftigen Manne herangewachsen. Er freute sich des Augenblicks, seine Marie zu überraschen, ob ihn gleich vor der Minute, in der er ihr die Umstände von Sinibalds Tode erzählen sollte, bangte. —

Doch jetzt einen Blick auf Marien. Zwölf Jahre war sie jetzt unter der mütterlichen Aufsicht der Nonnen gewesen. Von Liebe wußte sie nichts — ihre erste Jugendzeit war den spielenden Beschäftigungen — ihre weitern Jahre dem Unterricht gewidmet, und diesen Unterricht ertheilten Nonnen.

Natürlich, daß bei solcher Führung Zelle und Schleier das einzige Ziel schön gewesen seyn würden, wäre auch nicht des Abts Theodor Eigennutz mit ins Spiel gekommen. Sinibalds herrliches Waldstein war ein zu schöner Erwerb für Theodors Orden. Natürlich, daß das Kind Marie schon als Nonne gekleidet ging, daß sie nichts that, nichts erfuhr, nichts dachte, nichts hörte, als was das Herz für den Schleier bestimmen konnte.

So war sie, ohne irgend einen Wunsch weiter zu haben, jetzt sechzehn Jahr alt geworden und nun schlug die Stunde, die ihr

den Schleier geben, der sie auf ewig der Welt entziehen sollte.

Ruhig folgte Marie diesem Ruf — ruhig und ein Loos wählend, das ihr unter dem glänzenden Namen einer höheren Eingebung wichtig gemacht war, nahm sie das Noviziat an — sie unterzog sich gern allen den Pflichten ihres Standes — wußte sie es nach ihrer damaligen Einsicht, daß von der Willigkeit, mit der sie diesen Schritt that, von dem Gehorsam, mit welchem sie sich aufopferte, die ganze Ruhe ihres Vaters abhing. Welches Opfer hätte ihr zu groß seyn können, daß sie es nicht willig hätte bringen sollen!

Morgen war der Tag, an welchem sie ihr Gelübde ganz erfüllen wollte — einsam war sie auf ihrer Zelle, alles, was ihr wichtig war, überdenkend — als an ihrer Thür ein Gespräch, lauter als gewöhnlich, entstand. Deutlich unterschied Marie die

Stimme einer ihr bekannten Nonne, aber eben so deutlich hörte sie eine männliche Stimme.

„Aber ich muß Marien sprechen! Es ist der Auftrag ihres Vaters, ein Auftrag, der mir einige Stunden vor Ritter Sinibalds Tode wurde!"

Neugierig öffnete Marie die Thür. Conrad von Lautlingen, dessen sie sich aus jener Zeit noch erinnerte, da ihr Vater ihn aus Asien geschickt hatte, stand vor ihr. Beide standen erstaunt da.

„Nun, Marie? was macht Ihr? Ihr tragt Nonnenkleider? Da — hier leset. — Es war Eures seligen Vaters fester Wille, Ihr sollt meine Gattin werden."

Zitternd nahm Marie das Papier — zitternd durchlief sie dessen Inhalt, ohnmächtig sank sie in der Freundin Arme, die so-

gleich die Ankunft einiger Nonnen benutzte, welche die Aebtissin und den wegen der morgenden Feierlichkeit schon gegenwärtigen Abt Theodor riefen. Alle erschienen.

Der Abt, der auf diesen Vorfall nicht entfernt gedacht hatte, wurde etwas verlegen; wurde es noch mehr, da Conrad fest und trocken erklärte, daß er, wenn Marie seine Gattin werden wolle, schlechterdings auf die Erfüllung des Versprechens bestehe. Aber, listig und verschlagen genug, wußte Theodor sich bald zu sammeln. Im Namen der Kirche befahl er dem Ritter jetzt, die Zelle zu verlassen.

„Ich gehorche!" sagte Conrad. „Aber erst eine Frage: Marie, liebe Marie! ich überrede Dich nicht! ich überlasse es Deinem freien Willen — willst Du mein Weib werden?"

Die Frage erschütterte Marien. Zit-

ternd stand sie da, ohne eine Antwort geben zu können. — „Sieh, Marie, es war Deines Vaters Wunsch. Willst Du ihn nicht erfüllen? Gott ist mein Zeuge, ich überrede Dich nicht; Dein Gewissen muß rein bleiben, wie Dein Herz es ist. Ich allein will leiden, was ich nicht ändern kann." — — „Ist mir's doch, als fällt mir die Decke vor den Augen weg! Conrad, ich werde Dein; ich habe ja noch nicht mein Gelübde beschworen!" — Sie sank in des Jünglings Arme. — „Im Namen der Kirche, trennt Euch!" rief der Abt.

Die Macht der Kirche fühlend, ließ Conrad Marien fahren — er verließ das Kloster, um zu überdenken, welche Maßregeln er zu nehmen habe. — Mit einem benachbarten Ritter überlegte er das Ganze während der Nacht, als am folgenden Morgen das Geläute der Glocken ihn aus einem unruhigen Schlafe weckte.

Er sprang auf — eine Menge von Menschen zog neben der Burg dem Geläute nach — Conrads Freund äußerte kaum: „Sollte denn Deine Marie doch wohl ihren Entschluß haben ändern müssen?" — als Conrad aufsprang: „Ist das der Fall und ist Marie gezwungen, so ist das Kloster eine Ruine!"

Er sprengte hinüber — der Eingang zum Kloster war stark besetzt. Ein starker Haufen Knechte und andere derbe bewaffnete Männer hatten den Auftrag, zu der heutigen Feierlichkeit keinen Ritter zuzulassen. Einige Mönche — durch ihr Ordenskleid gegen das Schwerdt der Ritter geschützt, erklärten dem immer ungestümer Werdenden im Namen der Kirche, daß der Bann sein Loos seyn würde, wenn er Gewalt gebrauche. Conrad ritt zurück. Vergebens suchte sein Freund ihn zu beruhigen — laut wiederholte er sein schon gethanes Versprechen, das Kloster in eine Ruine zu verwandeln. —

Von einigen Zurückeilenden erfuhr er, daß Marie eidlich den Schleier genommen habe. Teufliſche Gaukeleien, Erſcheinungen und überirdiſche Geſtalten, unter denen der Geiſt ihres Vaters ihr beſonders auffiel — lauter Künſtelei und Ränke, die in Klöſtern nicht ſelten waren, hatten die Arme erſchreckt — in ihrer Angſt gab ſie das Verſprechen. — Ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, ſchwur ſie den Eid, der ſie auf ewig der Welt entriß. — Ihre herrlichen Beſitzungen fielen dem Kloſter zu.

Conrad, ganz außer ſich vor Wuth — denn nun war es ihm auch nicht einmal geſtattet, Marien noch einmal zu ſehen — verließ die Gegend. Feurig, wie er es war, mußte dieſe Begebenheit fühlbar auf ihn wirken. Krieg gab es damals in Deutſchland nicht — Beſchäftigung konnte er nicht finden; er war gezwungen, wider ſeinen Willen, nur immer an ſeinen Verluſt zu denken. Rache war beſchloſſen — Rache mußte ausgeführt werden. —

Des Abtes Theodor Eigennutz, wie so manches Schändliche in der Geschichte des Klosters hatten die ganze Umgegend mit Unwillen erfüllt. Selbst die Landleute, die in der Gegend wohnten, hatten Ursach, viele bittere Klagen zu führen. Conrad, dem jetzt in dem Gefühle seines Verlustes kaum seine ruhige Ueberlegung wichtig blieb, sah in dieser allgemeinen Stimmung einen höhern Wink. Er benutzte eine öffentliche Empörung der Unterthanen, an ihrer Spitze brach er in das Kloster ein. — Er wollte Marien mit Gewalt befreien; er wollte in einer wüsten Gegend mit ihr leben. Was sein eigener Unwille nicht that, das that die Wuth aufgebrachter Bauern. — Das Kloster wurde erobert. — Aber — schwer sollte das Opfer seyn, das dies furchtbare Gelübde forderte. Vor der Ruine des Altars, auf dessen Stufen Marie den Eid schwur, fand man Conrads und Mariens zerschmetterte und halb verbrannte Leichen. Noch jetzt zeigt die Ruine bei Sündleben die Steinplatte, auf der man beide Leichen fand.

Die

Wette.

Der Preußische General von S. zu M. war im Dienste einer der strengsten und eifrigsten Befehlshaber, der nicht nur im Kriege die wichtigsten Unternehmungen glücklich ausführte, sondern auch im Frieden die anscheinendsten Kleinigkeiten des Soldatenstandes scharf bemerkte und ihr Uebersehen sowohl an den Officieren als an den gemeinen Soldaten streng rügte.

So sehr ihn wegen seiner Einsichten, Tapferkeit und Klugheit Jeder achtete; so sehr fürchtete man ihn auch und Niemand kam gern mit ihm in Berührung. Sich sein Mißfallen zuzuziehen, hielt vollends Jeder für zu gefährlich.

In seinem Regimente hatte der General einen Lieutenant, der — gewiß ein seltener Fall — sich durch seinen fast schmutzigen Geiz auszeichnete.

Einst sagte ein anderer Lieutenant, der wegen seiner heitern Laune bekannt war: „Sollte es wohl möglich seyn, bei einer großen Parade das ganze Regiment in dem Augenblick zum Lachen zu bringen, wenn der General so eben seine gewöhnliche ernste Anrede hält?"

Alle bezweifelten dies, und bedauerten den im voraus, der dies wagen würde.

„Und ich denke doch, es zu wagen," fuhr der Erstere fort. „Ich will morgen auf der Parade in Gegenwart des Generals ein Rad schlagen, und bin überzeugt, das ganze Regiment soll lachen!"

„Da wette ich zehn Louisd'or, daß

Du das nicht thust," fiel jener Geizige ein. — Die Wette wurde angenommen, das Ehrenwort darauf gegeben und nur die einzige Bedingung gemacht, nichts vorher davon zu sagen. Der geizige Officier glaubte seine Wette schon gewonnen; das Gegentheil war kaum denkbar.

Am folgenden Tage kam der General, wie immer, zur Parade; zuerst ließ er die Officiere einen Kreis um sich schließen, um ihnen — wie er das gewöhnlich that — erst einiges zu sagen, was sie nach seiner Ansicht hören mußten; dann wandte er sich gegen das Regiment, das scharfgeschultert dastand.

Jener Officier wartete den Augenblick des Präsentirens ab; ein Augenblick, in dem die größeste Stille herrschte; jetzt gab er einem seiner Cameraden Hut, Stock und Degen, und schlug dicht hinter dem General wirklich sein Rad. Das ganze Regiment

fing an zu lachen. Erstaunt sah der General sich um, die übrigen Officiere nach der Ursach fragend, als der Lieutenant vortrat und dem General alles erzählte. „Es sollte bloß eine Schule für unsern Lieutenant von C. seyn," setzte er hinzu. „Ich habe ihn zum ersten Male so weit gebracht, daß er zehn Friedrichsd'or ausgiebt; ich habe sie in einer Wette gewonnen und ich gebe sie an die Regiments-Schulkasse." — Der General selbst mußte lächeln; verzieh übrigens den Scherz gern, weil der Officier, der ihn wagte, einer der bravsten und gebildetsten Jünglinge seines Standes war.

Inhalt.

1) Die heilige Eiche.
2) Frommes Ergeben.
3) Die Räuber.
4) Das Gelübde.
5) Die Wette.

80393